Soziale Probleme im Drama des Sturmes und Dranges

Teildruck

Kapitel II: Das Ständeproblem im Drama des Sturmes und Dranges

Inaugural-Dissertation
zur
Erlangung der Doktorwürde
der
philologisch-historischen Abteilung
der hohen philosophischen Fakultät
der
Universität Basel

vorgelegt von
Clara Stockmeyer
aus Basel

Altenburg
Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co.
1920

Genehmigt von der philologisch-historischen Abteilung der philosophischen Fakultät auf Antrag der Herren

Prof. Dr. F. Zinkernagel
Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer.

Basel, den 20. März 1919.

Prof. Dr. Robert Michels,
Dekan.

Mit Genehmigung der Fakultät erscheint hier nur das zweite Kapitel meiner Dissertation. Das erste Kapitel behandelt „Die Familie", das dritte den „Kampf gegen die verderbte Staatsgewalt". Die ganze Arbeit erscheint unter dem Titel „Soziale Probleme im Drama des Sturmes und Dranges. Eine literarhistorische Studie" als Band 3 der „Deutschen Forschungen", herausgegeben von Friedrich Panzer und Julius Petersen im Verlage von Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.

Inhaltsverzeichnis.

Zweites Kapitel. Das Ständeproblem.

Zweites Kapitel.

Das Ständeproblem.

Vorbemerkungen.

Dem Ständedrama waren, wie wir in der Einleitung gesehen haben, durch Diderots Dramaturgie zwei Wege gewiesen; es konnte entweder den Gegensatz der Stände behandeln oder einen einzelnen Stand herausgreifen und dessen Bedeutung für die ihm zugehörigen Individuen untersuchen. Die Stürmer und Dränger schlagen, wenn sie Ständedramen schreiben, besonders gerne das erstgenannte Verfahren ein; der Gegensatz zwischen Adel und Bürgertum zum Beispiel ist eines ihrer beliebtesten tragischen Motive. Auch das zweite Verfahren steht in Gunst bei ihnen; sie wenden es häufig an, vor allem in Dramen von der Art des „Hofmeisters" und der „Soldaten", die nach einem Stande benannt und der Besprechung eines Standes gewidmet sind.

Es läge nahe, das Kapitel über das Ständeproblem entsprechend den beiden Betrachtungsweisen in zwei Abschnitte einzuteilen, von denen der eine etwa „Stand und Stand", der andere „Stand und Mensch" betitelt sein müßte. Beides geht aber im Geniedrama so sehr durcheinander und ist so eng miteinander verflochten, daß sich eine solche Scheidung nicht wohl durchführen ließe. Wie wollte man zum Beispiel in Wagners „Kindermörderinn" beides trennen? Das tragische Schicksal der Heldin ergibt sich ja ebensosehr aus ihrem Verhältnis zum eigenen Stand, aus der Dumpfheit und Enge, die ihm anhaftet, als aus dem Konflikt dieses Standes mit anderen Ständen.

Im folgenden soll zuerst von den Beziehungen zwischen dem ersten und dritten Stand geredet werden, dann von den Ständen, die außerhalb des Kreises Adel-Bürgertum stehen, endlich noch von einigen sozialen Problemen, die mehr oder weniger direkt mit dem Ständeproblem zusammenhängen. Der Stand des Fürsten, der eigentlich auch hierher gehörte, soll in einem eigenen Kapitel behandelt werden.

I. Bürgertum und Adel.

1. Literarische und kulturelle Voraussetzungen für die Kritik an der ständischen Ordnung.

a) Das Bürgertum in der dramatischen Literatur bis zum Sturm und Drang.

Die Schicksale, die das Bürgertum in der dramatischen Literatur bis zum Sturm und Drang erfahren hat, sind für unser Thema darum so bedeutungsvoll, weil sie die ganze Geschichte dieses Standes enthalten. Alle dramatischen Motive, die der bürgerlichen Sphäre im weitesten Sinne angehören, das heißt alle, die nicht der der Fürsten und Vornehmen entstammen, gehen nacheinander durch drei verschiedene Phasen der Behandlung. Sie erscheinen zuerst als Lustspielmotive in komischer Beleuchtung, erleben dann im Aufklärungsdrama eine rührselig idealisierende[1]) Behandlung und werden endlich vom Sturm und Drang in die Region des Tragischen erhoben und zugleich mit revolutionärem Gehalt erfüllt.

Noch bis ins 18. Jahrhundert hinein galt die Regel, daß sich die Tragödie mit den Tugenden und Lastern der Großen, die Komödie mit den Torheiten und Lächerlichkeiten der Kleinen zu befassen habe. Dieselbe Kluft, die sich zwischen Hoch und Niedrig auftat, trennte auch die beiden Gattungen des Dramas. Auf diesem aristokratischen Standpunkt standen sowohl das französische klassizistische Drama als auch Shakespeare; nur daß bei diesem sich Hohe und Geringe nicht nach Dramengattungen, sondern nach komischen und ernsten Szenen im einzelnen Drama scheiden. Bei dieser Scheidung sind natürlich nicht nur soziale Kräfte wirksam gewesen: eine alte literarische Tradition, welche die Renaissance von der Antike übernommen hatte, wies dem Trauerspiel die historischen Stoffe, dem Lustspiel diejenigen aus dem Alltagsleben zu. Auch muß man nicht glauben, der Bürger sei im Lustspiel nur lächerlich gemacht worden. Im Gegenteil, er kommt mitunter sehr gut weg; sein gesunder Menschenverstand, seine Tüchtigkeit finden gebührende Anerkennung. Aber zum Helden eines Trauerspieles taugte er trotz alledem nicht: dazu gebrach es ihm denn doch zu sehr an Würde, Größe und tragischem Pathos.

---

[1]) Vgl. Georg Liebe, Der Soldat in der deutschen Vergangenheit, 150, wo die beiden ersten Stufen dieser Entwicklung für den Soldatenstand nachgewiesen werden.

Eine Wendung der Dinge brachte die Aufklärung. Diese war vornehmlich eine Angelegenheit des Bürgertums und ging Hand in Hand mit seinem sozialen und geistigen Erwachen. Sie bewirkte nicht allein praktisch eine Stärkung des bürgerlichen Selbstbewußtseins, sondern bahnte auch theoretisch eine neue höhere Einschätzung des dritten Standes an.

Der neue Geist schuf sich auch eine neue literarische Form. Es bildete sich eine bürgerliche Literatur, die ihren Namen zu Recht führt, denn ihre Träger gehören vornehmlich dem Bürgerstande an, sie spiegelt die Anschauungsweise der bürgerlichen Kreise wider, und endlich wählt sie ihre Stoffe häufig aus der bürgerlichen Sphäre. Daß die neue Gattung in England ihren Anfang nahm, ist nicht zu verwundern; das englische Bürgertum war ja dem deutschen beinahe um ein Jahrhundert voraus und genoß eine geachtete Stellung zu einer Zeit, wo das deutsche noch schwer unter der Verachtung der privilegierten Stände seufzte. In England hielt denn auch der Bürger seinen Einzug in die Tragödie; dort entstand in Lillos „Kaufmann von London" das erste von bürgerlichem Geiste durchdrungene Trauerspiel [1]).

Dieses Stück ist so recht ein Ausfluß des kräftigen Selbstbewußtseins, das dem englischen Bürger jener Zeit eigen war. Ein junger Kaufmannslehrling gerät unter schlechte Einflüsse und bestiehlt seinen Prinzipal. Damit hat er sich nicht bloß eines privaten Vergehens schuldig gemacht, er hat auch gegen die Ehre seines Standes gefrevelt, dessen moralische Grundlage die strengste Rechtlichkeit ist. Es kann ihm deshalb nicht vergeben werden: der Stand stößt das unwürdige Glied aus und übergibt es der rächenden Gerechtigkeit.

Im deutschen bürgerlichen Drama finden sich zahlreiche Spuren, die auf den „Kaufmann von London" hinweisen. Aber sie betreffen mehr nur die äußerlichen Motive. Den Grundton gab nicht dieses Stück und konnte ihn nicht geben, denn gerade das, was dessen Kern ausmacht, der Standesstolz des englischen Kaufmanns [2]), mußte vom deutschen Publikum noch völlig fremdartig und wie eine Erscheinung aus einer andern Welt empfunden werden.

Der „Kaufmann von London" war Ständedrama und trotz des starken rührseligen Einschlages Tragödie. In Frankreich und in

---

[1]) Für das folgende vgl. Eloesser 19 f., 23 f.; vgl. auch George Barnwell The British Theater, XI, 4. Teil, 9 ff.

[2]) Vgl. Eloesser, 21. — Der „Handelsstolz" des englischen Kaufmanns konnte wohl dem Hamburger Kaufmann verständlich sein, nicht aber dem deutschen Kaufmann im allgemeinen.

Deutschland zog sich das bürgerliche Schauspiel zunächst in den engen Kreis der Familie zurück und wurde — in Deutschland nach einem kurzen Anlauf zur Tragödie — zum Rührstück. Wieviel auch Lessings „Miß Sara Sampson“ vom Rührstück an sich hat, zeigt ein Vergleich mit seinem späteren bürgerlichen Trauerspiel, der „Emilia Galotti“. Der Unterschied tritt namentlich in den Schlußszenen hervor: Sir William Sampson fließt über von Versöhnlichkeit, während man aus jedem Wort des alten Galotti den kaum verhaltenen Ingrimm heraushört [1]).

Ebenso stark wie das Trauerspiel wirkte auf diese rührselige Gattung der sentimentale englische Familienroman, wie er hauptsächlich durch Richardson gepflegt wurde. Sein Einfluß greift auch nach Frankreich hinüber, erzeugt dort die „Comédie larmoyante“ eines La Chaussée, die sich dann weiter zum „drame bourgeois“ oder „drame sérieux“ der Mercier und Diderot entwickelt. Diderots „Hausvater“ spielt zwar nicht in einem bürgerlichen Milieu, sondern unter „gens de condition“. Er ist aber mit seiner sensibilité und seiner unendlichen Biederkeit so sehr ein Erzeugnis des bürgerlichen Geistes, daß er trotz der Adelspartikel seines Helden als typischer Vertreter des bürgerlichen Dramas gelten kann. Von Mercier und Diderot führt dann eine direkte Linie zum deutschen Drama. Eine andere verbindet es unmittelbar mit Richardson; Lessings „Miß Sara Sampson“, die zeitlich Diderots dramatischen Werken vorangeht, lehnt sich deutlich an Richardsons „Clarissa Harlowe“ an [2]).

Mit der Zeit dringen dann auch ständische Elemente ins Rührstück ein. Adel und dritter Stand werden einander gegenübergestellt, oder

---

[1]) Vgl. Miß Sara Sampson, Lessing W. II, 351 f. mit Emilia Galotti, ebenda 450. — — Unmittelbar auf die „Miß Sara“ folgten eine Anzahl Dramen, die sich z. T. an Lessings, z. T. an Lillos Drama anschließen, und auf die eher die Bezeichnung „Schauerstück“ als „Rührstück“ passen würde, trotzdem sie, wie Miß Sara und übrigens auch der Kaufmann von London, reichlich mit rührseligen Momenten durchsetzt sind. August Sauer gibt in seiner Arbeit über Brawe (Quellen und Forschungen XXX, 80 ff.) eine Liste. — Der Gattung Rührstück gehören u. a. an: Duschs „Bankerott“, Weißes „Amalia“, Brandes' „Olivia“; dann die beiden Richardsonnachahmungen und rührseligen Trauerspiele „Clementine von Poretta“ von Wieland und „Clarissa“ von Steffens (vgl. August Sauer, Brawe, Quellen und Forschungen XXX, 85 ff.); dann die z. T. in der Periode des Sturmes und Dranges entstandenen Dramen Engels, Möllers, Stephanies d. J., Schröders (vgl. Eloesser, 46 ff. und 98 ff.

[2]) Vgl. Eloesser, 18. Für Mellefont und Sara haben wohl Lovelace und Clarissa Modell gestanden.

es wird, wie etwa in den nach dem siebenjährigen Kriege so zahlreich auftauchenden Soldatenstücken, ein einzelner Stand vorgenommen.

Im Rührstück erreichen die bürgerlichen Motive, mögen sie nun der bürgerlichen Familie oder der bürgerlichen Gesellschaft und dem bürgerlichen Berufsleben entstammen, ihre zweite, rührselig-idealisierende Phase. Beide Momente, das rührselige und das idealisierende, gehören zusammen; ohne Schönfärberei war der Zweck des Dramas, die sanfte Rührung, nicht zu erreichen. Beide sind Äußerungen jenes sentimentalen Optimismus der Aufklärung, von dem schon in der Einleitung ausführlich die Rede war. Die optimistische Stimmung hat sich in der Literatur, namentlich im Drama, sehr lange gehalten; sie findet sich noch während der Genieperiode und weit über diese hinaus. Sie hat jene berüchtigten Shakespeare-Bearbeitungen mit versöhnlichem Schluß auf dem Gewissen, wo sich Hamlet und Ophelia, Romeo und Julia am Ende glücklich kriegen. Sie läßt die bürgerlichen Dramatiker an den sozialen Schäden vorbeisehen und nur das „honnête" des Bürgertums und anderer Stände darstellen. Sie führt zu einer Behandlung des Gegensatzes zwischen Bürger und Adel, die auf eine Illustration des bekannten Gellert'schen Verses herausläuft: Genieße, was dir Gott beschieden, / Entbehre gern, was du nicht hast; / Ein jeder Stand hat seinen Frieden, / Ein jeder Stand hat seine Last.

Nicht ohne Selbstgefühl stellt sich im Rührstück der Bürger neben den Adel. Beide Stände sind äußerlich verschiedene, aber gleich liebe Kinder des himmlischen Herrn und seines irdischen Stellvertreters, des Fürsten; sie sind beide gleichwertig, sofern sie in dem ihnen angewiesenen Kreise ihre Pflicht tun[1]). So wurden die Dinge noch wenige Jahrzehnte vor Ausbruch der französischen Revolution aufgefaßt und dargestellt. Nicht, daß nicht auch schon vor dem Eintreten des Sturmes und Dranges in der Literatur Hiebe gegen das herrschende und soziale und politische System gefallen wären; doch überwog darin die freudige Zustimmung zum Bestehenden.

In den tränenreichen Aufklärungsoptimismus fuhr der Sturm und Drang wie ein Sturmwind hinein. Er brachte für die dramatischen Motive aus der bürgerlichen Sphäre endlich die Wendung ins Tragische und ins Revolutionäre. Daß bei diesem Umschwung Faktoren der verschiedensten Art wirksam waren, — außer der tragischen Grund-

---

[1]) Vgl. hierzu, was Eloesser (108 f.) über Engels „Dankbaren Sohn" sagt Der Aufklärungsoptimismus tritt gerade im Soldatenstück sehr deutlich zutage.

stimmung der Zeit auch ihr Wirklichkeitssinn, ihre Empfindsamkeit, ihr mächtig emporstrebendes Selbstbewußtsein — ist schon an früherer Stelle (in der Einleitung) gesagt worden.

b) Die soziale Stellung des Bürgertums am Ende des 18. Jahrhunderts.

Es soll hier ganz kurz die Frage erörtert werden, welcher Art denn die sozialen Zustände waren, die in der Literatur des Sturmes und Dranges, vor allem der dramatischen, eine solch erbitterte Kritik hervorriefen [1]). Zwei Mächte waren es, deren sich das emporstrebende deutsche Bürgertum zu erwehren hatte: Fürstengewalt und Adel. In der sozialen Literatur der Zeit erscheint der Adel beinahe als der gefährlichere Gegner von beiden; mit ihm haben wir es in diesem Kapitel vor allem zu tun. Das Verhältnis des Bürgers zu den herrschenden Ständen ist nach drei Seiten, der politischen, der ökonomischen und der gesellschaftlichen hin, zu betrachten.

Politisch [2]) gab es im Grunde nur einen bevorzugten Stand, nämlich den des Fürsten. Mit dem Siege des Absolutismus, der nach dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland überall erfolgt war, hatte der Adel so gut wie das Bürgertum seine alten ständischen Rechte eingebüßt. Die bürgerlichen Schriftsteller erkennen im ganzen diese Tatsache an; wenn sie Konflikte mit der fürstlichen Gewalt schildern, so tun sie es nicht selten aus einem Gefühl der Solidarität für den Adel heraus. Immerhin hatte der Adel politisch noch einiges vor dem dritten Stande voraus. Zwar wurde er, wie dieser, vom Landesvater als unmündiges Kind behandelt, aber er war doch das bevorzugte Kind, das in der väterlichen Gunst viel höher stand als der weniger geliebte Bruder. Der Fürst bot ihm einen gewissen Ersatz für das Verlorene, indem er ihn in seine Nähe zog und ihm ein Erstlingsrecht auf alle hohen Stellen am Hof und im Staat einräumte. Mit der Zeit nahm der Adel die meisten einflußreichen Ämter für sich in Beschlag. Selbst ein aufgeklärter Monarch wie Friedrich der Große, der sonst das Verdienst zu schätzen wußte, wo er es fand, war noch in guten Treuen der Ansicht, die Adeligen eigneten sich vermöge des höheren Grades von Bildung, den sie besäßen, am besten zu Offizieren

---

[1]) Auch in der nicht dramatischen Literatur: so in Millers „Siegwart", Lenzens „Zerbin", Wagners „Sebastian Sillig"; ferner in Schubarts und Schillers Lyrik. In Thümmels „Wilhelmine" ist die Kritik noch äußerst zahm; das Werk ist noch ganz ein Produkt des rührseligen Aufklärungsoptimismus.

[2]) Vgl. zum Folgenden Biedermann I, 73ff., 87f., 236ff. und II, 1, 8, 137, 508.

und höhern Staatsbeamten. Für den Bürger gab es eine solche Vergütung verlorener politischer Rechte nicht. Und doch bildete er noch den bevorzugten Teil des dritten Standes. Viel schlimmer war in jeder Beziehung die ländliche Bevölkerung dran, die in den meisten Gegenden Deutschlands in jenem halb leibeigenen Verhältnis der Hörigkeit zur Gutsherrschaft stand, also unter der doppelten Tyrannei des Gutsherrn und des Landesfürsten seufzte.

Das Bürgertum wäre sozial nie so weit gesunken, hätte nicht seinerzeit der dreißigjährige Krieg auch seine ökonomische Blüte vernichtet [1]). Während des 18. Jahrhunderts erholte es sich langsam von der furchtbaren Katastrophe, hatte aber selbst in der zweiten Hälfte seine einstige Höhe noch nicht wieder erreicht. Einem raschen Aufblühen von Handel und Gewerbe stand als schlimmstes Hindernis die Zerstückelung des Reiches in kleine souveräne Staaten entgegen [2]). Jedes dieser Stätchen war bestrebt, sich durch Zölle und Aus- und Einfuhrverbote möglichst gegen die andern abzuschließen, wodurch Verkehr und Warenaustausch unendlich erschwert wurden. Jedes unterhielt, so klein es war, mit großem Kostenaufwand seinen eigenen Hof, ein Luxus, der für das Handel und Gewerbe treibende Bürgertum eine schwere Belastung durch Steuern bedeutete. Zur Erlangung von Protektion und Privilegien, die zum ökonomischen Vorwärtskommen beinahe unentbehrlich waren, bedurfte der Bürger der Gunst einflußreicher Persönlichkeiten des Hofes oder des Beamtenstandes, also hochgestellter Adeliger. Er befand sich somit auch in ökonomischer Hinsicht in einer gewissen Abhängigkeit vom Adel.

Das ökonomische Moment spielt jedoch in Deutschland beim Gegensatz zwischen Adel und Bürgertum nicht dieselbe bedeutende Rolle wie etwa in Frankreich, wo der dritte Stand alle Steuern zu bezahlen hatte, die privilegierten Stände dagegen steuerfrei ausgingen. Wenn im 18. Jahrhundert seine wirtschaftlichen Verhältnisse vielfach noch nicht glänzend genannt werden konnten, so waren sie doch nicht schlimm. Jedenfalls lassen sich die Nachteile seiner ökonomischen Lage mit denen seines gedrückten politischen Zustandes nicht vergleichen. Trotz aller Hemmungen ging es mit dem Bürgerstande vorwärts. In den freien Handelsstädten gab es fürstliche Großkaufleute (und es

---

[1]) Vgl. Biedermann I, 235 und 276 ff.; Steinhausen, Der Kaufmann in der deutschen Vergangenheit, 99 ff.

[2]) Vgl. Eloesser, 3; Biedermann I, 235 und 278 ff.; Steinhausen, Der Kaufmann in der deutschen Vergangenheit, 102 ff.

hatte sie dort immer gegeben), die an Vermögen und Ansehen hinter keinem Edelmann zurückstanden. Aus der zweiten Jahrhunderthälfte wird nicht selten von adeligen Gutsbesitzern berichtet, die ihre Güter nicht mehr zu halten vermochten und sie an reiche Bürger verkauften[1]). Die revolutionäre Literatur der Zeit schildert den Bürger meistens als wohlhabend; Geld- und Erwerbsmisere spielen darin keine Rolle. Wie der ökonomische Verfall des Bürgerstandes auf seinen sozialen Niedergang von Einfluß gewesen war, so hilft das ökonomische Emporkommen den gesellschaftlichen Aufschwung vorbereiten.

Mehr noch als die ökonomische und selbst als die politische Gebundenheit trug die gesellschaftliche Mißachtung, die dem Bürgertum zuteil wurde, dazu bei, es zum benachteiligten Stande zu machen. Hier kann man wirklich von einer privilegierten Stellung des Adels sprechen, und er hielt an seiner gesellschaftlichen Überlegenheit um so zäher fest, als sie ihm auf andern Gebieten zu entgleiten drohte oder schon entglitten war. Sein Rangstolz nahm mitunter ungeheuere Dimensionen an und ließ ihn die Bürgerkanaille als minderwertige Menschenrasse mit souveräner Verachtung behandeln. Geselliger Verkehr mit dem Bürgerstande oder gar eine Verbindung mit diesem durch Heirat galt ihm im allgemeinen als Frevel an der adeligen Standeswürde[2]). Der Gegensatz der beiden Stände wurde noch verschärft durch ihr beiderseitiges Verhältnis zum Fürsten. So schwer wog damals die Meinung des Monarchen, daß seine höhere Wertschätzung den Adel nicht nur in den Augen der Allgemeinheit, sondern auch in seinen eigenen erhob; auf sie gründete sich wohl sein Standesbewußtsein ebensosehr, wie auf die paar Privilegien, die er sich in die Zeit des Absolutismus herübergerettet hatte.

Beim Bürgertum war das Selbstbewußtsein, das es in den Zeiten seiner Blüte trotzig dem Stolz des Adels entgegengestellt hatte, bis auf einen geringen Rest geschwunden. Der adeligen Überhebung entsprach auf der bürgerlichen Seite vielfach ein betrübender Mangel an Würde, ein serviles Aufblicken zu den Vornehmen und ein Sichducken unter ihre Anmaßung, als ob sie wirklich die gnädigen Herren wären, von deren Gewogenheit alles Wohlergehen abhinge. Der

---

[1]) Vgl. Biedermann I, 164, 266, II, 1, 503 ff; Steinhausen, Der Kaufmann in der deutschen Vergangenheit, 122 f.; für das Vorwärtskommen speziell des Kaufmannsstandes, vgl. ebenda, 126 ff.

[2]) Vgl. Biedermann II, 1, 8, 137 f.; II, 2, 1080 f. Über die Mißachtung des bürgerlichen Kaufmanns vgl. Steinhausen, Der Kaufmann in der deutschen Vergangenheit 125 f.

Bürger traute sich nicht mehr die Fähigkeit zu, aus eigener Kraft im Leben etwas zu erreichen; er buhlte darum oft in erniedrigender Weise um Gunst und Protektion des Adels und ließ sich mit Vorliebe durch diesen in irgendeine „Versorgung" befördern [1]). Rühmliche Ausnahmen, Bürger, in denen sich etwas vom alten Selbstgefühl des Standes erhalten hatte, und die unter der Lage der Dinge um so mehr litten, als sie sich ihres Wertes und mancher Vorzüge vor dem Adel bewußt waren, gab es selbstverständlich auch damals.

In der Literatur des Sturmes und Dranges bricht dann der Groll des Bürgertums gegen die soziale Zurücksetzung los. Wenn ein unterdrückter Stand gegen das ihm angetane Unrecht murrt, so ist dies immer ein Zeichen, daß er sich bereits aus seiner Erniedrigung aufzuraffen beginnt. Wie wir soeben gesehen haben, bildet die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts tatsächlich für das Bürgertum eine Zeit des äußern und innern Aufstiegs [2]). Es schickte sich ganz allmählich an, die geistige Führung, die es noch im Zeitalter der Reformation innegehabt hatte, zurückzuerobern. Auch sein Verhältnis zum Adel besserte sich; Rousseaus Ideen waren auch hierin in Deutschland nicht ohne Wirkung geblieben. Bedeutende Gelehrte und Dichter bürgerlicher Herkunft wurden von adeligen Gönnern kultiviert und von Fürsten an ihre Höfe gezogen. Auch das bürgerliche Selbstbewußtsein erstarkte. Gellert hatte die Gunstbezeugungen seiner vornehmen Freunde noch als Gnade in aller Demut entgegengenommen; die jungen Straßburger Genies empfingen solche Ehrungen als schuldigen Tribut. Die Wandlung zum Bessern vollzog sich nicht mit einem Male, etwa mit dem Eintreten der Sturm- und Drangbewegung; das Alte lief eine Zeitlang neben dem Neuen her. Die Klagen der Stürmer und Dränger über adeligen Hochmut und bürgerliche Würdelosigkeit, von denen im nächsten Abschnitt die Rede sein soll, hatten immer noch ihre gute Berechtigung und beruhten vielfach auf Selbsterlebtem und Selbstbeobachtetem.

2. Adel und Bürgertum und ihre Beziehungen zueinander in der Beleuchtung des Sturmes und Dranges.

Der Gegensatz zwischen Adel und Bürgertum bildet das Leitmotiv zahlreicher bürgerlicher Dramen der Geniezeit und findet sich auch in historischen Stücken und Staatsaktionen bisweilen ver-

---

[1]) Vgl. Biedermann II, 1, 510.

[2]) Für das folgende vgl. Biedermann II, 2, 1071 ff. und 1077 f.

wertet[1]). Gerade in den nichtbürgerlichen Dramen mögen die Zeitgenossen manche Anspielung auf die sozialen Zustände gesehen haben, die dem Leser von heutzutage nicht mehr als solche zum Bewußtsein kommt. Es sei hier nochmals der Stelle aus Karl Philipp Moritz' Roman gedacht, die von dem ungeheuern Eindruck erzählt, den der junge Reiser von einer Aufführung von Klingers „Zwillingen" empfängt[2]), weil er in Guelfos Schicksal das Abbild seines eigenen bedrängten Daseins sieht. Der zurückgesetzte Guelfo, mit dem ungeschlachteren Wesen als das des glatten, weltgewandten Bruders, aber mit dem größern Herzen, konnte einem bürgerlichen Dichter wohl zum Symbol seines zurückgesetzten Standes werden. Der Möglichkeit einer sozialpolitischen Ausdeutung verdankt das Motiv der feindlichen Brüder gewiß einen Teil der Beliebtheit, deren es sich damals erfreute.

Daß die dramatische Literatur jener Zeit, selbst die von den Wogen des Sturmes und Dranges berührte, nicht durchweg in revolutionärem Sinne zum Problem des Ständegegensatzes Stellung nahm, beweist der im ersten Kapitel schon mehrfach besprochene „Deutsche Hausvater" Gemmingens[3]). Das Staats- und Gesellschaftsideal dieses dramendichtenden Reichsfreiherrn ist noch ganz patriarchalisch. Der Unterschied der Stände gehört zu den heiligen Grundordnungen der Gesellschaft, über die sich keiner ungestraft hinwegsetzt. Diese letztere Wahrheit wird dem Leser in einer großen Szene[4]) mit stark hervortretender Tendenz zwischen dem Grafen Wodmar, dem adeligen, und Maler Lebock, dem bürgerlichen Hausvater, verkündet. Und zwar hat Gemmingen, um die Lektion recht eindringlich zu machen, die Verteidigung der Standesunterschiede nicht dem Vertreter des Adels, dessen Uneigennützigkeit man anzweifeln könnte, sondern dem Bürger in den Mund gelegt.

Gemmingen sieht nicht ein, weshalb der Unterschied der Stände Ungleichheit in ihrer tatsächlichen Wertschätzung bedingen müsse, oder weshalb dem Bürgertum daraus soziale und moralische Nachteile erwachsen sollten. Die bestehende Gesellschaftsordnung ist eine bloße

---

[1]) So in Klingers „Neuer Arria" in der Laura-Episode.

[2]) Vgl. 1. Kapitel II, 1.

[3]) Ein weniger bedeutender Vertreter dieses konservativen Standpunkts ist der Freiherr von Bernstorff, von dem unter dem Abschnitt „Ungleiche Heirat" zu sprechen sein wird.

[4]) Vgl. Der deutsche Hausvater, Schaubühne II, 58 ff. — Der Maler heißt in der Umarbeitung von 1780 Gutmann, in der von 1782 Wermann; vgl. Cäsar Flaischlen, Otto Heinrich von Gemmingen, Diss. Zürich 1890 S. 93.

äußere, aber allerdings sehr notwendige Form; die einzelnen Stände sind gleichsam die Gefäße, in die sich die kostbare Substanz des Lebens ergießen muß, um wirksam zu bleiben.

Die eigentlichen Geniedramatiker bringen es nicht zu einer einheitlichen Lösung des Problems; es stehen sich in ihren Dramen zwei deutlich unterscheidbare Auffassungen gegenüber.

a) Der parteiliche bürgertumsfreundliche Standpunkt.

Eine erste Auffassung trägt revolutionären Charakter und zeichnet sich durch ihre Parteilichkeit für das unterdrückte Bürgertum aus. Zu ihr bekennen sich die Dramendichter bürgerlicher Herkunft, sofern sie sich mit dem Problem des Standesgegensatzes befassen: Wagner, Großmann, der junge Schiller und teilweise auch Lenz, der daneben noch als Repräsentant einer zweiten Richtung seine eigenen Wege geht. Diese Dramatiker reden über das Thema: Adel und dritter Stand, wie es der bürgerliche Hausvater in Gemmingens Stück tun müßte, wenn er eine lebendige Gestalt aus dem Bürgerstande und nicht eine von Gemmingen konstruierte Illustration einer soziologischen These wäre. Vor allem nehmen sie einen viel engern, nicht bloß mechanischen, sondern organischen Zusammenhang zwischen dem Menschen und seinen sozialen Verhältnissen an; beide leiden und gedeihen miteinander wie Seele und Körper. Es ist ihnen unmöglich, die bestehenden sozialen Ordnungen als Äußerlichkeiten, die sub specie aeternitatis nichts zu sagen haben, sich selbst zu überlassen. Der Unterschied der Stände in seiner gegenwärtigen Form ist nach ihrer Ansicht ein unseliges Verhängnis, das die Beziehungen zwischen beiden Ständen vergiftet; die äußere Ungleichheit bedingt die Überschätzung des einen und die Zurücksetzung des andern Standes. Dem Adel werden seine Ahnen für Tugenden, dem Bürger dagegen seine Tugenden nicht für Ahnen gerechnet. Der freundschaftliche Händedruck, den der freiherrliche Dramatiker als wirkungsvollen Schlußeffekt ans Ende der Begegnung zwischen den beiden Hausvätern gesetzt hat, ist das Hirngespinst eines Optimisten.

Aus dieser Auffassung der Dinge heraus protestieren die bürgerlichen Dichter gegen die bestehende gesellschaftliche Hierarchie und nehmen kräftig Partei für das mißhandelte Bürgertum. Gerecht abwägende Objektivität in der Darstellung der sozialen Zustände sucht man bei ihnen vergebens; vielmehr ist alles im Interesse ihrer revolutionären Tendenz gefärbt. Während die äußere Lage des Bürgertums im Vergleich zu der des Adels gern recht düster geschildert wird,

überragt es diesen weit an moralischem Wert. Auf der einen Seite sind meistens Biederkeit und schlichte Tüchtigkeit zu finden, auf der andern Hochmut und Sittenverderbnis.

Die Gegenüberstellung von bürgerlicher Tugend und adligem Laster hatte jedoch einen großen Nachteil. Es konnte doch fraglich erscheinen, ob die Unterdrückung des Bürgertums, wenn sie bei diesem solch schöne moralische Früchte zeitigte, nicht im Grunde als ein großes Glück betrachtet werden müsse, und ob deshalb nicht der herrschende Zustand der Dinge festzuhalten sei. Die Stürmer und Dränger suchen, so gut es geht, diesen Nachteil auszugleichen, indem sie von einer allzu aufdringlichen Idealisierung des Bürgers absehen und ihn, unbeschadet seines tüchtigen Kerns, mit allerlei aus seiner sozialen Stellung erwachsenden Defekten ausstatten. Man ahnt, daß ohne die Ungunst der Verhältnisse noch etwas ganz anderes aus ihm hätte werden können. So erscheint er etwa borniert, weil sein Stand ihn von jeder großzügigen Tätigkeit ausschließt; die verächtliche Behandlung, der er beständig ausgesetzt ist, erniedrigt ihn und bringt ihn um das Gefühl seiner Würde, oder sie treibt sein bürgerliches Ehrgefühl zu sehr auf die Spitze. Die bürgerlichen Fehler sind meistens so auf die Bürgerfamilie verteilt, daß der Vater den überempfindlichen Bürgerstolz vertritt, die Mutter die geistige Beschränktheit und die in den Augen der Geniedramatiker viel schlimmere Würdelosigkeit. Schlimm ergeht es eigentlich nur einer Klasse von Bürgern: den Verrätern an der guten bürgerlichen Sache, den Überläufern, die, wie etwa die Polizeibeamten in Wagners „Kindermörderinn“ [1]) oder der Sekretär Wurm in „Kabale und Liebe“, mit dem Unterdrücker — dem Adel oder dem Hofe — gegen den eigenen Stand gemeinsame Sache machen. Wie schwer dem parteilichen Dramatiker selbst gegen den abtrünnigen Standesgenossen ein verdammendes Urteil fällt, beweist gerade das Beispiel Wurms. Der gefallene Engel verleugnet auch im Zustand der Verworfenheit seine Abkunft nicht ganz: Schiller kann es nicht lassen, ihn durch anständige Anschauungen über die Ehe vorteilhaft gegen seinen adligen Vorgesetzten zu kontrastieren.[2])

Deutlich treten soziale Unzufriedenheit und tendenziöse Darstellung der Stände bei Wagner zutage; allerdings erst in seinem dritten Stück, der „Kindermörderinn“; in den ersten beiden wird viel Auf-

---

[1]) Vgl. Die Kindermörderinn, Litteraturdenkmale XIII, 63ff.
[2]) Vgl. Kabale und Liebe, Schiller W. III, 311f.

hebens von der bürgerlichen Tüchtigkeit gemacht, die Polemik gegen den Adel aber sorgfältig vermieden. Im „Wohlthätigen Unbekannten" spielen die Adeligen, abgesehen von einer Marquise, die ihre Schulden nicht bezahlt,[1]) die Rolle von hilfreichen Engeln. In der „Reue nach der That" ist der einzige wirkliche Adelige, der in dem Stück vorkommt, der Staatsrat der Maria Theresia, ein edler Menschenfreund. Von den vornehmen Bösewichtern, welche die Ruhe der friedlichen Bürger stören, ist der Edelmann, der zum Spaß seine Hunde auf den jüdischen Hausierer hetzt, ein „neugebackener Edelmann fürs Geld"; bei der hochmütigen Justizrätin schrieb sich einmal ein Urahn ihres Gatten „von" [2]).

„Die Kindermörderinn", das um seiner Kraßheiten willen viel angefochtene dritte Stück Wagners, behandelt ein bei den Stürmern und Drängern beliebtes Thema, den Ruin einer bürgerlichen Familie durch einen adeligen Verführer. Merkwürdigerweise hat gerade diesem Drama ein Kritiker (Eloesser) den sozialen Gehalt absprechen wollen: es fehle ihm an revolutionärem Pathos; die Sturm-und-Drang-Elemente darin seien mehr erborgt als eigen; das Schreckliche sei kleinlich verstimmend, weil ihm die Beziehungen zum Ganzen fehlten, und man von der Menschheit ganzem Jammer so gar nichts verspüre; Wagner äußere Gesinnungen, aber keine Gesinnung [3]); also mit anderen Worten: das Soziale in der „Kindermörderinn" sei größtenteils theatralische Mache. Dieses Urteil geht unseres Erachtens zu weit; das Stück ist mehr als eine geschickte Verwendung gangbarer dramatischer Motive, wenn ihm auch die revolutionäre Wucht einer „Luise Millerin" oder die schmerzlich ergreifenden Töne gewisser Lenzscher Stücke fehlen. Die sozialpolitischen Motive der Sturm- und Drang-Dramatik sind ja tatsächlich im späteren bürgerlichen Drama zu bequemen Mitteln billiger Bühneneffekte geworden, und Wagners „Kindermörderinn" mag ein erster Schritt auf dem Wege zu dieser Veräußerlichung gewesen sein. Immerhin ist es dem Dichter mit seinem Stücke noch bitterer Ernst; dies beweisen seine eigenen Entgegnungen auf die zeitgenössischen Kritiken [4]), in denen er die

---

[1]) Vgl. Der wohlthätige Unbekannte, 17.

[2]) Vgl. Die Reue nach der That, 24 und 82.

[3]) Vgl. für das folgende Eloesser, 136 f.

[4]) Vgl. Wagners Vorrede zu den Theaterstücken 1779. Wagner verteidigt sein Stück gegen den Vorwurf der Immoralität und hebt dessen moralischen und sozialen Zweck hervor. Er sagt u. a.: „Einige philosophisch prüfende Kosmopoliten waren der Meinung, eine auf Befehl der Polizey in einem wohlregierten

moralischen Absichten seines Werkes mit aller Deutlichkeit hervorhebt, und die man nicht einfach als leere Ausreden von der Hand weisen darf. „Ihr Mütter merkts euch!" setzt er als Untertitel der späteren Bearbeitung der „Kindermörderinn" vor. Der Geschichte Evchen Humbrechts liegt übrigens wohl ein wirklicher Vorfall zugrunde,[1]) der offenbar Wagner sehr beschäftigt hatte. Auch das stimmt nicht, daß dem Einzelschicksal Evchens die Beziehungen zum Ganzen, d. h. zu den großen sozialen Zeitkonflikten fehlen; nur zerreißt Wagner mit seltenem Ungeschick im letzten Augenblick den Faden und läßt seine Heldin statt durch den Gegensatz der Stände durch einen Zufall zugrunde gehen[2]).

Dem Zweck des Dramas, den Bürgerfamilien das Gefährliche ihrer Lage zu Gemüte zu führen und sie vor den sie umlagernden adeligen Wölfen zu warnen, entspricht die Darstellung der Adeligen. Gröningseck, der Verführer Evchens, ist, trotz seiner edeln Regungen, ein schwacher, haltloser, durch das lockere Leben seines adeligen Milieus gründlich verdorbener Charakter. Seine Bekehrung wirkt nicht glaubhaft;[3]) daß der liederliche Kavalier des ersten Aktes später die nötige moralische Kraft aufbringt, um die Heirat mit dem Bürgermädchen durchzusetzen, ist eine der Ungereimtheiten des Stückes. Der andere Vertreter des Adels, ein eingefleischter Schurke und der böse Engel Gröningsecks, bildet in der Gefühlslosigkeit, mit der er über das Schicksal der Bürgerfamilie als einer belanglosen Angelegenheit hinwegschreitet, so recht die Verkörperung jenes adeligen Dünkels, der die Bürgerkanaille nicht als vollwertigen Teil der Menschheit be-

Staat monathlich wiederholte Vorstellung dieses Stücks könnte nach und nach dies immer unnatürliche nie ganz willkürliche Verbrechen an seiner Wurzel untergraben und ausrotten. Ein süsser Traum! welcher aber auch als solcher schon der Menschheit zur Ehre gereicht, und einer Probe wohl werth wäre, wenn unsre Zeiten es nur erlaubten ihn zu realisieren." Litteraturdenkmale XIII, 109. In dieser Sammlung von 1779 trägt das Stück den Titel: „Evchen Humbrecht oder Ihr Mütter merkts Euch!" (Vgl. ebenda Einleitung V.)

[1]) Vgl. Erich Schmidt, Wagner 1879, 87. Erich Schmidt vermutet, die „Kindermörderinn" sei „auf demselben Boden der Tatsachen gewachsen", wie Lenzens Soldaten, mit andern Worten, sie spiele auf den Kleistschen Handel an.

[2]) Hätte nicht eine tödliche Krankheit Gröningseck zu Hause festgehalten, so wäre er, trotz Hasenpoths Intrige, rechtzeitig zu Evchen zurückgekehrt, um das Unglück zu verhüten (vgl. die Kindermörderinn, Litteraturdenkmale XIII, 82); den Widerstand seiner adeligen Familie scheint er spielend besiegt zu haben. Vgl. hierzu auch: Joseph Zorn, Die Motive der Sturm- und Drang-Dramatiker, Diss. Bonn 1909, 24.

[3]) Vgl. Die Kindermörderinn, Litteraturdenkmale XIII, 5 ff. mit 31 ff. oder 83 ff.

trachtete. Ob sich der ziemlich boshaften Schilderung adeliger Verderbtheit irgendwelcher persönliche Groll gegen den privilegierten Stand beimischt, läßt sich nicht feststellen, da Wagners Beziehungen zum Adel wenig bekannt sind.

An der bürgerlichen Familie erweist sich die Tragik des unterdrückten Standes, der seine Angehörigen nicht zu vollem, freiem Menschentum gelangen läßt. Die Humbrechtin ist grundbrav, wohlmeinend, aber unverständig und ohne Würde. Es fehlt ihr der Stolz am rechten Orte, nämlich gegenüber den Artigkeiten des adeligen Leutnants, dafür zeigt sie ihn am unrechten gegen weniger begüterte Standesgenossen[1]). Die Gestalt Meister Humbrechts ist Wagner gut gelungen. Der knorrige Bürger mit seiner Barschheit gegen die Frauen seines Hauses, seinem engen Ehrbarkeitsideal, seiner Furcht vor der Schande, seiner Strenge gegen den weiblichen Fehltritt, ist ein Vorläufer von Hebbels Meister Anton. Sein Bürgerstolz, sein zähes Festhalten an der guten alten bürgerlichen Sitte, die dranzugeben ihm als eine Konzession an den Adel erschiene (Evchen muß zum Leidwesen ihrer hoffärtigen Mutter ihre alte Tracht tragen, die Frauen müssen regelmäßig zur Kirche, weil sichs von jeher so gehört hat; Humbrecht verbittet sich, daß der Fiskal ihn mit „Sie" statt mit „Er" anredet); seine Verachtung des Adels (Tagediebe, „die vor lauter Vornehmigkeit nicht wissen, wo sie mit des lieben Herrgotts seiner Zeit hinsollen"), sein Mißtrauen gegen die Vornehmen (wenn ein „Barönchen, des sich Gott erbarm", ein „Mädchen vom Mittelstand" auf den Ball führt, so ist „zehn gegen eins zu verwetten, daß er sie nicht wieder nach Haus bringt, wie er sie abgeholt hat"); — alles das sind an sich treffliche Eigenschaften, die Wagner jedem bürgerlichen Hausvater wünschen möchte[2]). Doch wird sein Standesbewußtsein durch die beständige Nötigung, sich gegen den Druck von oben gewaltsam durchzusetzen, ins Krankhafte, Fanatische verzerrt. Die aufreibenden Konflikte lassen bei ihm jene schöne, verstehende, vorurteilsfreie Humanität nicht aufkommen, durch die er allein imstande wäre, die gefallene Tochter aufzurichten. Der einzige Bürgerliche in der „Kindermörderinn", der etwas von dieser Humanität an sich trägt, ist der Magister, Wagners Sprachrohr.

---

[1]) Frau Humbrecht spricht herablassend von „Gärtners- und Leinwebers Töchtern", für welche die altmodische Tracht, die Humbrecht Evchen aufzwingt, allenfalls gut genug ist. Vgl Die Kindermörderinn, Litteraturdenkmale XIII, 23.

[2]) Vgl. Die Kindermörderinn, Litteraturdenkmale XIII, 21 f., 29 ff., 57, 67.

Lenz ist in seiner Darstellung des Adels durchaus parteilich, was uns nicht wundern darf. Der unbeholfene, wenig zum Sich-durchsetzen geeignete Dichter, den sein Beruf zuerst als adeliger Hofmeister, dann als Reisebegleiter zweier Barone in häufige Berührung mit der vornehmen Gesellschaft brachte, war ganz der Mann dazu, adeligem Übermut als Zielscheibe zu dienen[1]). Die Vertreter der adeligen Minderwertigkeit sind auch recht zahlreich in seinen Dramen, und der Dichter findet mitunter recht boshafte kleine Züge, um ihren Mangel an innerer Vornehmheit hervorzuheben. Der hochadelige Major von Berg im „Hofmeister" zum Beispiel, der noch nicht einmal zu den schlimmsten seines Standes gehört, schimpft und poltert wie ein Stallknecht und marktet auf die schäbigste Weise mit dem Hofmeister um das Salär. Seine Frau läßt sich unter vier Augen vom Hofmeister den Hof machen; sobald aber Leute ihresgleichen zugegen sind, behandelt sie ihn als Luft[2]). Der Graf im „Neuen Menoza" ist ein Schurke und ein Wüstling. Herr von Biederling im selben Drama ist ein Querkopf, den seine Seidenwürmer mehr interessieren als seine Kinder; seine Gattin ist beschränkt und in Vorurteilen befangen[3]); die adeligen Offiziere in den „Soldaten" sind eine liederliche Gesellschaft[4]); der Familienvater im „Tugendsamen Taugenichts" treibt durch sein tyrannisches Regiment seinen Sohn aus dem Hause[5]) usw. Die Mängel des Adels kommen selbstverständlich vor allem im Verkehr mit dem Bürger zum Vorschein, der bei dem herrschenden ständischen System ein armer, geplagter Teufel ist. Der Edelmann glaubt sich alles gegen den Bürger herausnehmen zu dürfen; er versagt diesem die elementarsten Höflichkeitsrücksichten, wie der Graf im „Hofmeister", der ungefragt in die Wohnung des Schulmeisters dringt und die Türe einer verschlossenen Kammer forcieren will[6]); er steigt mit scheinheiliger Freundlichkeit zu ihm herab, nutzt ihn aus und läßt ihn fallen, wenn er nichts mehr bei ihm findet (wie Desportes in den „Soldaten"

---

[1]) Über Lenzens Charakter vgl. Erich Schmidt, Lenz und Klinger, 7 ff.

[2]) Vgl. Der Hofmeister, Lenz W. I, 332 f., 335 ff.

[3]) Vgl. u. a.: Der neue Menoza, Lenz W. II, 272 ff. (Frau von Biederling läßt sich vom Grafen, der ein notorischer Wüstling ist, durch ein paar Schmeicheleien für den Plan einer Heirat zwischen ihm und ihrer Tochter gewinnen) und 295 ff. (Biederling verzeiht dem Freund, der ihm den einzigen Sohn auf einer Reise verloren hat, alles, sobald er erfährt, daß dieser ihm eine Menge Seidenwürmer mitgebracht hat).

[4]) Vgl. Die Soldaten, Lenz W. III, 47 ff.

[5]) Vgl. Der tugendhafte Taugenichts, Lenz W. III, 342 ff.

[6]) Vgl. Der Hofmeister, Lenz W. I, 383 ff.

den alten Wesener[1]). Anders und viel unparteilicher verfährt Lenz, wenn er seinen eigenen Stand schildert. Er tut es unter dem Einfluß jener zweiten Auffassung des Ständegegensatzes, von der später noch zu sprechen ist. Das Bürgertum ist in seinen Dramen durch eine ganze Reihe von Typen vertreten, die sich aus der tiefsten Erniedrigung bis zur Verkörperung höchsten Selbstbewußtseins stufenweise erheben. Auf der untersten Sprosse der Leiter stehen der Pastor Läuffer und sein Sohn, der Hofmeister im „Hofmeister", die sich, ohne eine eigene Kraftanstrengung auch nur zu versuchen, wie Kletten an den Adel hängen und um einer möglichen Beförderung[2]) willen tausend Impertinenzen schlucken. Nicht viel besser kommt die kokette Marie Wesener in den „Soldaten" weg, welche den adeligen Offizieren nachläuft. Ihr Vater, der alte Wesener, steht schon um eine Stufe höher. Er gehört der an sich ehrbaren und tüchtigen, aber etwas einfältigen Klasse von Bürgern an, die mit einer beinahe abergläubischen Verehrung zur vornehmen Welt aufblicken. Sein blinder Glaube an den Schurken Desportes, von dem er sich die Tochter verführen läßt und für dessen Schulden er sich obendrein noch verbürgt, wird einigermaßen motiviert durch seine pietätvolle Anhänglichkeit an Desportes' Familie, die schon seit Generationen eine solide Kundin seines Hauses ist[3]): ein an und für sich achtenswertes Gefühl, das aber in einer Zeit erbitterter sozialer Kämpfe durchaus nicht mehr am Platze ist. Den Übergang vom beschränkten zum aufgeklärten, stolzen — dem einzig wahren, aber leider wenig zahlreich vertretenen — Bürgertum bildet Stolzius, der verschmähte Liebhaber der Marie Wesener in den „Soldaten", der die nötige Würde hätte, in seiner Unbeholfenheit aber den Vornehmen nicht zu imponieren vermag. Eine der wirkungsvollsten Szenen in der ganzen dramatischen Dichtung Lenzens ist diejenige, in der Stolzius die verführte Braut an dem Verführer in dem Augenblicke rächt, wo dieser sich in gemeinen Redensarten über das Mädchen äußert[4]). Eine letzte Gruppe vertritt dann eben jenes aufgeklärte Bürgertum, das den Prätentionen des Adels trotzig sein

---

[1]) Vgl. Die Soldaten, Lenz W. III, 61 f.

[2]) Vgl. die Szene zwischen dem Geheimen Rat und Pastor Läuffer im Hofmeister, Lenz W. I, 343 ff.

[3]) Vgl. Die Soldaten, Lenz W. III, 62; Wesener: „Ich sag' gut für siebenhundert Thaler, versteht Sie mich, Jungfer Zipfersaat? Und für noch einmal so viel, wenn Sie's haben will. Ich hab' mit dem Hause über die dreißig Jahre verkehrt . . . ."

[4]) Vgl. Die Soldaten, Lenz W. III, 88 ff.

bürgerliches Selbstgefühl entgegenstellt. Ihm gehört der Feldprediger in den „Soldaten“ an, der sich mit ruhiger Selbstverständlichkeit unter den leichtfertigen Adeligen seines Regimentes bewegt; namentlich aber der höchst originelle Schulmeister Wenzeslaus im „Hofmeister“. Lenz schildert mit Behagen, wie er dem eingebildeten Grafen, der ihm ungefragt ins Haus fällt und dazu noch den Hut auf dem Kopfe behält, eine derbe Lektion über Höflichkeit und gute Lebensart erteilt: „Herr, in unserm Dorf ist's die Mode, daß man den Hut abzieht, wenn man in die Stube tritt und mit dem Herrn vom Hause spricht ... Die Kammer ist mein, und wo Ihr nicht augenblicklich Euch aus meinem Hause packt, so zieh ich nur an einer Schelle, und ein Dutzend handfester Bauernkerle schlägt Euch zu morsch Pulver=Granatstücken“ — worauf der Graf sich schleunigst aus dem Staube macht [1].

Nachdem der Kampf gegen die Unterdrückung des Bürgertums in den Dramen um 1780 herum etwas abgeflaut war, nahm ihn Schiller mit der ihm eigenen leidenschaftlichen Glut wieder auf und faßte in „Kabale und Liebe“ alle Motive seiner Vorgänger noch einmal zu einem großartigen Gemälde zusammen. Das Drama ist nicht die erste und nicht die letzte seiner Dichtungen, in der er das Thema der Standesunterschiede anschlägt. Hiebe auf die Anmaßung des Adels finden sich schon in den Räubern: Der Bösewicht Franz Moor ist auch ein harter Unterdrücker seiner Gutsuntertanen, während Karl seinen edeln Sinn schon frühe dadurch beweist, daß er sich mit Gassenjungen und elendem Gesindel auf Wiesen und Gärten herumhetzt [2]. Schiller litt unter dem Gegensatze der Stände und empfand ihn als etwas Trennendes, selbst gegenüber adeligen Freunden, die bereit waren, über die Kluft hinwegzusehen [3].

---

[1]) Vgl. Der Hofmeister, Lenz W. I, 371. — An einer andern Stelle seiner Werke, im „Landprediger“ warnt dagegen Lenz den Bürger vor dem allzuschroffen Hervorkehren seines Bürgerstolzes. Er sagt: „Auf der andern Seite gibt es einen Stolz der niedern Stände, der ebenso unerträglich ist [wie der Adelsstolz]. Das heißt, wenn sie einen gewissen Trotz, der zu nichts führt, als alle Verhältnisse, die unter Menschen eingerichtet sind, einzureißen, für die notwendigste Eigenschaft eines braven Menschen halten, der sich, wie sie sagen, nicht unterdrücken läßt. Sie bedenken nicht, daß eben dieser Stoß in die Rechte der andern einen Gegenstoß veranlaßt, der gerade das macht, was sie Unterdrückung nennen, und am Ende die traurige Spalte zwischen den beiden Ständen, ich meine dem Adel und dem edlen Bürger zurückläßt, die einander doch so unentbehrlich sind.“ Lenz W. V, 170f.

[2]) Vgl. Die Räuber, Schiller W. III, 7 und 56f.

[3]) Vgl. hierzu das Gratulationsgedicht zur Hochzeit der Henriette Sturm, der Pflegetochter der Frau von Wolzogen, in dem eine Strophe folgendermaßen be=

Vielleicht tritt bei keinem Stürmer und Dränger die tendenziöse Einseitigkeit so stark hervor wie bei Schiller. Die Darstellung der zeitgenössischen Gesellschaft ist schematischer als bei Wagner, der Gegensatz zwischen bürgerlicher Tugend und adeligem Laster schärfer herausgearbeitet — auf das Risiko hin, daß der Leser seine Bürger um die Gunst ihrer moralischen Lebensbedingungen beneidet, statt sie wegen der Ungunst ihrer sozialen Verhältnisse zu beklagen. Von Wagner hat Schiller die törichte, über den Stand hinausstrebende bürgerliche Mutter übernommen[1]); auch der bürgerliche Vater hat etwas von der Derbheit des Metzgers Humbrecht, doch ist dieser Hauptvertreter des Bürgertums samt seiner Tochter auf eine höhere Stufe gehoben worden. Dem Musiker Miller fehlen die kleinlich spießbürgerlichen Züge Humbrechts und dessen engherzige Befangenheit in Vorurteilen. Sein bürgerliches Standesbewußtsein hat nichts Krampfhaftes, seine geringe Einschätzung des Adels macht ihn nicht ungerecht gegen dessen tüchtige Angehörige. Wie wenig ihm bei alledem die vornehme Gesellschaft imponiert, zeigt seine Unerschrockenheit, als der Präsident in sein Haus einbricht, um Luise verhaften zu lassen. Er nennt ihn unumwunden einen Schelm, hält ihm die Verkommenheit seines Standes vor und macht Anstalten, ihn aus dem Hause zu werfen. „.... mit Buhlschaften dien' ich nicht. So lang der Hof da noch Vorrat hat, kommt die Lieferung nicht an uns Bürgersleut'... Euer Exzellenz schalten und walten im Land. Das ist meine Stube. Mein devotestes Kompliment, wenn ich dermaleinst ein Promemoria bringe, aber den ungehobelten Gast werf' ich zur Tür hinaus — halten zu Gnaden[2])."

Die Vertreter des Adels bekommen außer Ferdinand alle die Ungnade des Dichters zu fühlen. Die Lady Milford, die noch am besten wegkommt, und der Schiller sogar ihren Adelsstolz nachsieht, ist zum mindesten eine fürstliche Mätresse. Der alberne Hofmarschall wird mit überlegenem Spott behandelt; in die Schilderung des durch Verbrechen zu hohen Beamtenstellen gestiegenen Präsidenten ergießt sich der ganze Groll gegen den Adel. Hatte Wagner sich vor allem

---

ginnt: „Wie mühsam sucht durch Rang und Ahnen / Die leidende Natur sich Bahnen!" — Weiter heißt es, die Braut sei durch ihr reines Herz geadelt, ihre Empfindung habe ihr Ahnen gegeben. Auch der adeligen Gönnerin Adelsbrief sei ein schönes Leben: „Den haß ich, den sie mitgebracht." Vgl. Schiller, W. II, 59 ff.

[1]) Wagners Schilderung des Straßburger Bürgertums traf auch für schwäbische Verhältnisse ohne weiteres zu.

[2]) Schiller W. III, 342 ff.

gegen die Anmaßung des ersten Standes gewendet, so rügt Schiller aus seiner Beobachtung deutscher Hofverhältnisse heraus ebenso dessen Kriecherei und würdelose Haltung gegen den Fürsten. Der Präsident ist einer von jenen Edelleuten, die es sich zur Ehre anrechneten, ihre Frauen und Töchter in der Charge der fürstlichen Mätresse zu sehen, und die „um die Distinktion" geizten, „mit dem Landesherrn an einem dritten Orte zu wechseln". Die Abneigung Ferdinands gegen die Heirat mit der Lady ist ihm unfaßlich. Nicht ohne boshafte Absicht läßt Schiller sogar den Auswurf des Bürgertums, Wurm, sich über die adelige Moral entsetzen: „Ich mache hier gern den Bürgersmann, gnädiger Herr." [1])

Für das Bild des Präsidenten verschmäht Schiller grelle Farben nicht. Der Präsident spricht von der „Bürgerkanaille" und erklärt die Verführung eines Bürgermädchens durch Ferdinand für einen gelungenen Streich. „Sieht er, mein lieber Wurm — daß mein Sohn Gefühl für das Frauenzimmer hat, macht mir Hoffnung, daß ihn die Damen nicht hassen werden. Er kann bei Hof etwas durchsetzen. Das Mädchen ist *schön*, sagt er, das gefällt mir an meinem Sohn, daß er *Geschmack* hat. Spiegelt er der Närrin solide Absichten vor? Noch besser — so seh ich, daß er Witz genug hat, in seinen Beutel zu lügen. Er kann Präsident werden. Setzt er es noch dazu durch? Herrlich! Das zeigt mir an, daß er *Glück* hat. — Schließt sich die Farce mit einem gesunden Enkel — Unvergleichlich! So trink' ich auf die guten Aspecten meines Stammbaums eine Bouteille Malaga mehr, und bezahle die Skortationsstrafe für seine Dirne."

Aus diesem behaglichen Zynismus reißt ihn dann die Wahrnehmung, daß die Bürgerkanaille im besten Zug ist, seine ehrgeizigen Pläne zu durchkreuzen. In Szene 6 und 7 des zweiten Aktes erfolgt der Zusammenstoß der beiden Parteien. Schiller läßt den Präsidenten Gemeinheit auf Gemeinheit häufen, behandelt ihn überhaupt mit einem unsäglichen Ingrimm. Die beiden Szenen sind ein Schrei der Empörung gegen die vernunftwidrige Gesellschaftsordnung, die einem Stand, den sie in die tiefste moralische Verkommenheit hat versinken lassen, die höchste Macht in die Hand gibt.

Eine Sonderstellung nimmt Ferdinand ein. Er ist nicht, wie die adeligen Liebhaber anderer Geniedramen, ein Bösewicht, sondern ein edler, treuherziger, vorurteilsfreier Jüngling, dem die „Menschheit" mehr als die „Mode", der „Riß zum unendlichen Weltall" mehr als

---

[1]) Vgl. Schiller W. III, 312, 318f.

sein Adelsbrief gilt. Er stört also in gewissem Sinne die Einheitlichkeit der Tendenz. Vielleicht bedeutet Ferdinand einen Anlauf zu einer unparteilichen Beurteilung des Adels. Wahrscheinlicher ist, daß es Schiller gefiel, eine Jünglingsgestalt zu schaffen, mit der er sich identifizieren, der er seinen Idealismus einhauchen konnte. Ferdinand ließ sich übrigens auch sehr wohl für die Tendenz verwenden. Er strebt dem tugendhaften Stande zu, so wie der bürgerliche Schurke Wurm sich dem Adel zuwendet. Und dann kehrt sich in seinem Schicksal die Gesellschaftsordnung, die herrschende und unterdrückte Stände geschaffen hat, schließlich gegen den Adel.

Zusammenfassend kann man sagen, daß bei der sozialen Kritik von Wagner, Schiller und Lenz, soweit er hier in Betracht kommt, das negative Moment vorherrscht: Proteste, Klagen, Aussetzungen aller Art, aber wenig positive Vorschläge. Solche waren auch nicht leicht zu geben. Die Stürmer und Dränger litten so intensiv und unmittelbar unter den Nachteilen des Systems, daß dadurch alles andere in ihrem Bewußtsein verdrängt wurde; andererseits steckten sie viel zu sehr in der Rousseauschen Opposition um jeden Preis gegen das Bestehende, als daß sie sich dem Glauben an die Wirksamkeit äußerlicher Teilreformen hätten hingeben können. Immerhin läßt sich ahnen, wie sie sich die neue Gesellschaft und den zu dieser hinführenden Weg dachten. Ihr Ziel ist offenbar die Gleichwertigkeit der Stände, nicht die absolute Gleichheit. Sie verwerfen die bestehende Form der ständigen Gliederung, aber nicht jede Gliederung der Gesellschaft überhaupt. Eine soziale Gleichmacherei, wie sie nicht viel mehr als ein Jahrzehnt später die französische Revolution übte, indem sie die Angehörigen aller Stände zu einfachen „citoyens“ machte, wird nirgends gefordert; sie würde dem Ideal dieser Stürmer und Dränger kaum entsprochen haben. Der Gedanke an einen gewaltsamen Umsturz der alten Ordnung scheint ihnen trotz aller revolutionären Gesinnung fern zu liegen. Sie möchten vielmehr das Alte von innen heraus entwerten; eine neue, den Menschen nach seinem Werte statt nach seinem Stande einschätzende Gesinnung müßte auch alles andere bringen: Anerkennung der Tüchtigkeit des Bürgers, Erweiterung seiner Rechte und seines Wirkungskreises, achtungsvolle Behandlung von seiten des Adels. Ist der neue Zustand überhaupt möglich, so kann er nur durch das Bürgertum selbst kommen, dadurch, daß es endlich einmal von der törichten Selbstunterschätzung läßt, an seine überlegene Tüchtigkeit glaubt, auf seine eigene Kraft vertraut und sich in stolzer Selbstgenügsamkeit vom Adel abwendet. Ermahnungen an das Bürger-

tum zu Würde und Selbstvertrauen sind schließlich das einzig positive Ergebnis dieser sozialen Kritik.

Es bleibt noch ein Drama übrig, das, obwohl vor „Kabale und Liebe" entstanden, doch ans Ende dieser Reihe gehört, weil es gewissermaßen das Bindeglied zwischen dem Sturm- und Drangdrama und der nachfolgenden bürgerlichen Dramatik bildet: Großmanns „Nicht mehr als sechs Schüsseln".

Dieses Stück hat mit den soeben besprochenen von Wagner, Lenz und Schiller die scharfe Polemik gegen die privilegierten Stände gemein: Die Darstellung fällt durchaus zugunsten des Bürgertums und zuungunsten des Adels aus. Der Held des Dramas, Reinhard, hat trotz seiner bürgerlichen Herkunft Karriere gemacht und ist Justizdirektor und Hofrat geworden. Er hat sich in zweiter Ehe mit einer verarmten Adeligen verheiratet; dies bietet dem Dichter Gelegenheit, die beiden Stände aneinander geraten zu lassen [1]).

Die Situation ist also dieselbe wie in Molières „George Dandin" und ähnlich wie in dessen deutscher Übertragung, der „Ungleichen Heirat" der Gottschedin, nur daß Großmann aus seinen Prämissen völlig andere Folgerungen zieht. Wie bei Molière belagert eine adelige Verwandtschaft das Haus des bürgerlichen Ehemanns; diesmal sind es nicht die Eltern, sondern eine stolze, herrschsüchtige Tante samt ihrem Bruder, einem Obersten, der ganz unter ihrem Einfluß steht. Beide lassen den Eindringling beständig fühlen, welche unverdiente Gnade ihm, dem Unwürdigen, durch die Verbindung mit dem Adel zuteil geworden sei; beide stellen die unverschämtesten Anforderungen an ihn: er muß ihre Schulden zahlen, für ihren Unterhalt sorgen, sich ihre beständige Einmischung in Haushalt und Kindererziehung gefallen lassen. Auch hat er laut Ehekontrakt seine Gemahlin in Gesellschaft „Ihr Gnaden" zu betiteln. Dies alles könnte sich auch bei Lenz, Wagner oder dem jungen Schiller finden, wenn sie sich auf Hausvaterstücke verlegt hätten. Mit der Lösung des Konfliktes, und indem er es überhaupt zu einer Lösung kommen läßt, greift Großmann über sie hinaus. Statt der Ratlosigkeit gegenüber der erdrückenden Macht der sozialen Zustände herrscht bei ihm fröhliche Zuversicht; die bange Frage, ob es je anders werden könne, beantwortet er mit einem freudigen Ja. Der Held des Dramas setzt sich durch und kehrt den Spieß gegen die vornehme Sippschaft um; für jede

---

[1]) Vgl. zum folgenden: Nicht mehr als sechs Schüsseln, Großmann W. II, 10f., 15ff., 21ff., 25ff., 82ff., 103f.

Anrempelung hat er zum voraus die passende Entgegnung bereit. Großmann nimmt unter anderem den konventionellen Ehrbegriff des Adels tüchtig her und spielt die wahre Ehre des Bürgers dagegen aus. Der Hofrat will sich mit dem adeligen Onkel nicht duellieren, weil dies sein Leben leichtsinnig aufs Spiel setzen hieße. Er will seine Tochter lieber unstandesgemäß mit einem braven Mann als, wie ihm zugemutet wird, standesgemäß mit einem vornehmen Taugenichts verheiratet sehen. Er weigert sich, den General zur Erlangung einer Fähnrichstelle für seinen Sohn auf diskrete Weise zu bestechen (ihn zu bitten, ein paar hundert Louisdors gegen Wechsel von ihm anzunehmen, weil er sein Geld gern in sichern Händen wisse), da solches nach bürgerlichen Begriffen ein unsauberer Handel wäre. Der Konflikt erreicht seine Krisis während der Vorbereitung zu einem Diner, zu dem vornehme Gäste — auch einige würdige Adelige, deren es Gott sei Dank auch noch gibt — geladen sind. Die Tante ist für achtzehn Schüsseln; der Hofrat will nicht mehr als sechs Schüsseln geben, wie es sich für einen schlichten Bürgersmann ziemt. Mit dem Sieg der sechs Schüsseln über die achtzehn ist auch der Sieg der bürgerlichen Partei entschieden. Zuerst geht die Hofrätin in sich; sie bittet ihren Gatten für ihre Torheiten um Verzeihung und verspricht ihm, „eines deutschen Mannes, deutsches Weib .... auf du und du“ zu sein. Als adeliges Laster gilt Großmann nämlich auch die Franzosentümelei, die sich hier in einem beständigen Vermischen der deutschen Sprache mit französischen Brocken äußert. — Der Hofrätin folgt der Oberst; die Tante allein bleibt unverbesserlich und wird zur Strafe sich selbst und ihren Vorurteilen überlassen. Ein paar vernünftige Edelleute aus des Hofrats Umgebung haben sich ihm längst zugewandt.

Das Stück schließt also mit dem Triumph des Bürgertums. Die krampfhafte Spannung anderer Sturm- und Drangdramen ist bei Großmann gelöst; die revolutionären Wogen haben sich geglättet. Nun die Gefahr vorüber ist, erscheint sie nur noch wie ein böser Traum. Großmann langt wieder bei einem Optimismus an, der an gewisse unter dem Einfluß der Aufklärung entstandene bürgerliche Rührstücke erinnert, nur daß an Stelle der naiven Zukunftsfreudigkeit eine siegesgewisse Stimmung getreten ist, in der die vergangenen Kämpfe noch nachzittern.

Der bürgerliche Hofrat in Großmanns Drama tut, was auch nach den übrigen Stürmern und Drängern der Bürger tun sollte; er überwindet den Adelsstolz durch seinen kühn zur Schau getragenen Bürgerstolz. Aber sein Standesbewußtsein gründet sich — und darin unter-

scheidet er sich von Metzger Humbrecht und dem alten Miller — nicht so sehr auf seine bürgerliche Tüchtigkeit als auf seinen Reichtum. Er weiß genau, daß er im Grunde die Verwandtschaft in der Hand hat, die nichts so sehr fürchtet, als von ihm fallengelassen zu werden. Da das Geld, das ein gütiges Schicksal ihm in reichlichem Maße zugeteilt hat, ja schließlich doch die Welt regiert, braucht er sich auch dem Adel gegenüber nicht mehr ängstlich auf der Defensive zu halten. Neben dem Lobpreis der bürgerlichen Tugend geht in Großmanns Drama ein ziemlich plumpes Pochen auf den Geldsack einher.

Eigentümlich berührt es, daß Großmann zur selben Zeit, wo Lenz und Schiller ihre Verzweiflung in die Welt hinausschreien, die Dinge so darzustellen vermag, als ob der Sieg bereits errungen sei. Er bringt es fertig, indem er einen ganz speziellen, besonders günstigen Fall, der allerdings möglich war, verallgemeinert. Seine Argumente treffen nur auf eine kleine bevorzugte Minorität zu, die eigentlich gar nicht mehr zum kämpfenden Bürgertum gerechnet werden kann. Die Masse der Bürger war noch lange nicht so weit; die wenigsten waren in der glücklichen Lage, sich vor den Schikanen des Adels hinter ihre Geldsäcke verschanzen zu können.

Großmanns Rat an das kämpfende Bürgertum würde, auf einen Satz gebracht, etwa folgendermaßen lauten: „Sei immerhin würdig und tugendhaft, aber sorge vor allem dafür, daß du Geld bekommst, dann hast du auch die Macht.“ Dies klingt nicht sehr vornehm, ist aber deshalb interessant, weil Großmann damit als einziger unter den Dramatikern der Sturm- und Drangperiode das Ständeproblem mit ökonomischen Fragen in Verbindung bringt. In der Annahme, daß das ökonomische Übergewicht des Bürgerstandes viele Adelsprivilegien illusorisch machen würde, geht er wohl nicht fehl.

b) Der unparteiliche Standpunkt.

Es bleibt noch die schon mehrmals erwähnte zweite Beurteilung des Ständegegensatzes zu besprechen übrig. Sie hat revolutionären Charakter wie die Wagners und Schillers und sucht unparteilich zu sein wie die Gemmingens, geht aber mehr als beide auf eine genaue Beobachtung der Tatsachen zurück. Vertreten wird sie vor allem durch Lenz; man kann allerdings auch die mehr oder weniger würdelosen Bürger bei Wagner und Schiller sowie die Gestalt Ferdinands als Anläufe zu einer objektiveren Einschätzung der beiden Stände auffassen; doch lassen sie sich, wie früher gezeigt wurde, sehr wohl auch anders erklären.

Wenn bei Lenz das Gefühl des Unterdrücktseins vorherrscht, so läßt er sich völlig von einer tendenziösen Darstellungsweise nach der Art Wagners und Schillers hinreißen. Aber im Grunde weiß er es besser; sein scharf ausgeprägter Sinn für die Realitäten des Lebens, der ihm in seinen guten Momenten in höchstem Grade eignet, reagiert von Zeit zu Zeit gegen diesen Schematismus, der der Vielgestaltigkeit der sozialen Erscheinungen so wenig Rechnung trägt und gegen eine solche Fälschung der Tatsachen, wie es die Gegenüberstellung von bürgerlicher Vortrefflichkeit und adeliger Bosheit im Grunde doch ist. Im „Hofmeister" und den „Soldaten" wechseln die beiden Auffassungen miteinander; in der Szene, wo der Schulmeister den Grafen aus dem Hause wirft (im „Hofmeister"), scheint Lenz nur den Groll des mißhandelten Bürgers zu fühlen; in andern Szenen desselben Stückes, zum Beispiel in der großen Auseinandersetzung des geheimen Rates mit dem Pastor über das Hofmeistertum ist er ganz der kühle, scharfe Beobachter[1]).

Sobald Lenz sich nicht mehr durch die Tendenz verblenden läßt, gelangt er zu einer viel lebenswahreren Darstellung des Bürgertums. Dieses ist dann nicht mehr bloß das unschuldige Opfer adeliger Willkür, sondern mitunter sogar der schuldige Teil, unter dem der Adel zu leiden hat[2]). Seine Lage ist nicht glänzend, aber auch nicht so schlimm, daß ein tüchtiger Mensch, der etwas gelernt hat, es nicht vorwärts bringen könnte. Der Hochmut des Adels wird durch die bürgerliche Servilität oft geradezu herausgefordert; laut protestiert Lenz im „Hofmeister" gegen dieses Grundlaster seines Standes[3]).

In den Helden seiner beiden großen sozialen Dramen — wenn man den Hofmeister Läuffer und die Marie Wesener in den „Soldaten" als Helden bezeichnen darf — stellt er seinen verkommenen Adeligen ebenbürtige Vertreter eines haltlosen, servilen, minderwertigen Bürgertums an die Seite. Was der Hofmeister an verächtlicher Behandlung schlucken muß, kommt gar nicht in Betracht gegenüber dem Vertrauensmißbrauch, den er begeht, indem er seine ihm anvertraute Schülerin verführt[4]). Marie Wesener wird wohl von ihrem adeligen Liebhaber

---

[1]) Vgl. Der Hofmeister, Lenz, W. I, 343 ff., 371.

[2] Vgl. Eloesser, 128.

[3]) Vgl. die schon mehrmals erwähnte Szene zwischen dem Geheimen Rat und dem Pastor, Der Hofmeister, Lenz, W. I, 343 ff.

[4]) „. . . . bedenken Sie," sagt der Geheime Rat zum Hofmeister, den Gustchens Vater in der Wut mit einer Pistole verwundet hat, „daß Sie meinen Bruder weit gefährlicher verwundet haben, als er Sie." Der Hofmeister, Lenz W. I, 385.

ins Unglück gestürzt, bildet aber selbst durch ihren unverbesserlichen Leichtsinn eine Gefahr für die Offiziere, mit denen sie kokettiert, indessen sie sich den bürgerlichen Bräutigam für alle Fälle in Reserve hält[1]). Hebbel tadelt an einer Stelle seines Tagebuchs[2]) diese Figur, die zu unbedeutend, zu gemein sinnlich zur Tragödienheldin sei, und spielt die Heldin von Klingers „leidendem Weib", das er fälschlich Lenz zuschreibt, gegen sie aus. Der Absicht des Dichters hätte aber eine auf die sittliche Höhe von Klingers Gesandtin gehobene Marie nicht mehr entsprochen. — Umgekehrt läßt Lenz in jedem der beiden Dramen einen vernünftigen Angehörigen des Adels als Träger seiner Ideen auftreten[3]).

Das Bild, das der Realist Lenz von der Gesellschaft entwirft, ist jedenfalls zutreffender als zum Beispiel das eines Großmann, entbehrt aber auch nicht ganz der subjektiven Färbung, sondern ist stark ins Düstere gemalt. Es haftet dieser dritten spezifisch Lenzschen Auffassung ein gewisser Pessimismus an, der sich in des Dichters widerspruchsvoller Natur sehr wohl mit einem reformfreudigen Optimismus vertrug. Ist für Gemmingen ein Stand des andern würdig, so hat für Lenz, nach Auffassung II, keiner dem andern etwas vorzuwerfen. Die Tatsache, daß es in jedem Stande ein paar gute Menschen gibt, kann ihn nicht darüber hinwegtäuschen, daß alle Stände von der Verderbnis angesteckt, alle ihrer naturgewollten Bestimmung untreu geworden, alle in die Banden der Konvention verstrickt sind. Es gibt keinen Stand mehr, der, wie das Bürgertum in der „Kindermörderin" oder in „Kabale und Liebe", ein Hort der Tugend wäre, sondern alle befinden sich in gleicher Verdammnis. Ein solcher Pessimismus mußte folgerichtig, wenn er wie bei Lenz mit revolutionären Tendenzen verbunden war, zur Kritik nicht an einem Stande oder an der Institution der ständischen Einteilung, sondern an der Gesellschaft und der Kultur überhaupt führen, in deren Sumpf der einzelne verkam. Ein Lenzsches Drama stellt einen solchen Protest in Rousseaus Manier dar: es ist jenes extravagante zweite Stück des Dichters, der „Neue Menoza". Ein orientalischer Prinz, ein Rousseauscher Naturmensch, bereist Europa, um die gebildete Welt kennen zu lernen. Dabei erlebt er eine große Enttäuschung. Mit seinen natürlichen, reinen Begriffen von Tugend, Recht, Sitte, Treue stößt er überall

---

[1]) Vgl. Die Soldaten, Lenz W. III, 46 und 62 ff.

[2]) I, 314 f. — Hebbel las das „Leidende Weib" in Tiecks Lenz-Ausgabe.

[3]) Im „Hofmeister" ist es der Geheime Rat von Berg; in den „Soldaten" die Gräfin La Roche und zum Teil auch der Oberst.

an; alles ist in Schmutz und Lüge versunken; einzig in einer Gesellschaft von buckligen und lahmen Bettlern fühlt er sich wohl.

Das vernichtende Urteil, das Prinz Tandi über die zivilisierte Welt fällt, ist das Rousseaus und zugleich auch das Lenzens, wenn er von seiner pessimistischen Stimmung befallen war: „In Eurem Morast ersticke ich — . . . Das der aufgeklärte Weltteil! Allenthalben, wo man hinriecht, Lässigkeit, faule, ohnmächtige Begier, lallender Tod für Feuer und Leben, Geschwätz für Handlung — Das der berühmte Wèltteil! o, pfui doch! . . . ich will euch zufrieden lassen und nach Hause reisen, in Unschuld meine väterlichen Besitztümer zu genießen, mein Land regieren und Mauern herumziehn, daß jeder, der aus Europa kommt, erst Quarantäne hält, eh' er seine Pestbeulen unter meinen Untertanen vervielfältigt.“ [1]) Lenz läßt es übrigens in diesem speziellen Fall bei den Protesten bewenden; die Frage, wie den durch die Kultur geschaffenen verderbten Zuständen abzuhelfen sei, wird im „Neuen Menoza“ nicht beantwortet.

Von den besprochenen Darstellungsweisen hat sich die Wagners, Schillers und Großmanns am längsten im bürgerlichen Drama gehalten. Sie findet sich noch in Ifflands Dramen [2]), freilich ins Rührselige umgebogen und zur Manier herabgesunken. Was die Stürmer und Dränger aus heiligem Eifer taten, ahmte er aus kluger Berechnung nach. Auf ihn zielt wohl Goethes ironische Bemerkung, die aber bis zu einem gewissen Grade die ganze Richtung trifft, man habe seit Großmanns Zeiten die theatralischen Bösewichter immer aus den höhern Ständen gewählt; „doch mußte die Person Kammerjunker oder wenigstens Geheimsekretär sein, um sich einer solchen Auszeichnung würdig zu machen [3]).

3. Der Hofmeisterstand als Illustration zum Mißverhältnis der Stände.

Hier im Zusammenhang mit dem Ständeproblem muß noch einmal des Hofmeisterstandes gedacht werden. Wie wir schon gesehen haben, war die Hofmeisterfrage für die Stürmer und Dränger mehr ein soziales als ein pädagogisches Problem, bei dem ihnen der Hofmeister ebenso wichtig oder noch wichtiger war als der Zögling. Wer zum Beispiel Lenzens „Hofmeister“ liest, wird von der elenden Lage des Lehrers

[1]) Der neue Menoza, Lenz W. II, 268 und 269.
[2]) Vgl. Hettner III, 3, I, 361.
[3]) Dichtung und Wahrheit, Goethe, W. XXVIII, 196 f.

ein viel deutlicheres Bild empfangen als von den Nachteilen der Privaterziehung, auf die der Titel hinweist.

In den Beziehungen des bürgerlichen Hofmeisters zu seinen in den meisten Fällen dem Adel angehörenden Vorgesetzten trat der ganze unglückliche Gegensatz zwischen erstem und drittem Stande zutage. In diesem Sinne wird der Hofmeisterstand auch von den Geniedramatikern aufgefaßt, nämlich als ein mit der vornehmen Welt in besonders enger Verbindung stehender Zweig des Bürgertums, der eines der eklatantesten Beispiele für das zwischen den beiden Ständen herrschende Mißverhältnis bildet. Darum gehört auch das Hofmeisterproblem wohl am ehesten in den Abschnitt, der vom Gegensatz zwischen Adel und Bürgertum handelt.

Was die beiden Dichter Lenz und Wagner, die in ihren Dramen dem Hofmeisterberuf ihre Aufmerksamkeit zuwenden, zu dem Thema hinzog, war wohl vor allem das eigene Erleben. Beide waren Hofmeister gewesen. Lenz hatte als ganz junger Student eine Hauslehrerstelle in einer adeligen Familie in Königsberg innegehabt und dann als Reisebegleiter, also in einer ähnlichen Stellung, die Barone von Kleist nach Straßburg begleitet[1]); Wagner hatte über ein Jahr in Saarbrücken geweilt als Hofmeister der Söhne des Präsidenten von Günderrode[2]). Leider wissen wir zu wenig über die Hofmeisterzeit der beiden Dichter, um Beziehungen im einzelnen zwischen ihren Erfahrungen und der Schilderung des Standes in den Dramen festzustellen. Wagners Los im Günderrodeschen Hause war aller Wahrscheinlichkeit nach besser als das der Französin in der „Reue nach der That". Sonst hätte er wohl kaum sich der Sache des beim Fürsten in Ungnade gefallenen Brotherrn mit solchem Eifer angenommen, daß er dafür des Landes verwiesen wurde. Bei Lenz sind wir noch schlechter unterrichtet. Man ist aber versucht, aus dem verbissenen Ingrimm, mit dem er die Leiden des Standes schildert, auf Selbsterlebtes zu schließen. Jedenfalls stand den beiden Dichtern ein reiches Material von Beobachtungen

---

[1]) Vgl. die Erklärung in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen", 1775, Lenz W. IV, 287: „Man hat mir die Ehre angetan, mich in verschiedenen öffentlichen Blättern als Hofmeister in Straßburg bekannt zu machen. Ich glaube, dem Publikum ein für allemal die Erklärung schuldig zu sein. Auf der Akademie in Königsberg nahm ich einen Antrag von der Art auf ein halbes Jahr an; weil meine Überzeugung aber oder mein Vorurteil wider diesen Stand immer lebhafter wurde, zog ich mich wieder in meine arme Freiheit zurück und bin nachher nie wieder Hofmeister gewesen.". Vgl. auch Erich Schmidt, Lenz und Klinger, 6, und Rosanow, Lenz, 76.

[2]) Vgl. Erich Schmidt, Wagner 1879, 11 ff., 14 f.

zur Verfügung, denn gerade in ihren Kreisen kam es häufig vor, daß junge Leute, die studiert hatten, sich den Hofmeisterberuf als „Warte“, von „der man nach einem Amt Ausschau halten konnte“, erwählten[1]).

Das Hofmeistermotiv hat, wie die meisten der bürgerlichen Sphäre entstammenden Motive des Sturm- und Drang-Dramas, seine Vorstufe in der Komödie. Wir besitzen aus der Mitte des Jahrhunderts ein Lustspiel, das man gewissermaßen als Hofmeisterstück bezeichnen kann: die „Hausfranzösin“ der Gottschedin. Dort ist die Auffassung des Standes durch die gegen die Ausländerei gerichtete Tendenz gegeben. Die Französin, die zugleich Hausdame und Erzieherin ist, stellt das ehrsame, biedere deutsche Haus durch ihre Intrigen auf den Kopf, wird aber dann schließlich entlarvt[2]).

Nach der Gottschedin wurde das Thema im deutschen Drama fallen gelassen, bis es Lenz in seinem „Hofmeister“ wieder aufnahm. Eine zweite Stufe, wie sie andere bürgerliche Motive erlebten, die den Stand von der Lichtseite zeigte, fehlt. Lenz ist wohl kaum durch die Gottschedin angeregt worden; sein verbummelter deutscher Theologiestudent Läuffer liegt von der schnippischen, schlauen Mademoiselle La Flèche der Komödie zu weit ab. Deutlich läßt sich dagegen Rousseaus „Neue Heloise“ als Vorbild erkennen; die Ähnlichkeit zwischen beiden ist in die Augen springend. Von der Gottschedin kann eher eine Linie zu Wagner gezogen werden. Es ist trotz der Verschiedenheit der beiden Figuren und obgleich bei der Gottschedin der Akzent nicht auf der dienenden Stellung der Gouvernante, sondern auf ihrem Ausländertum ruht, nicht unmöglich, daß Wagner bei der Schilderung seiner Französin jene Hausfranzösin vorgeschwebt hat. Man kann sich denken, daß gerade die Schärfe, mit der seine Vorgängerin über das arme Mädchen aburteilt, das in der Fremde bei reichen Leuten sein Brot suchen muß, den Dichter zum Widerspruch gereizt und gewissermaßen zu einer Rettung veranlaßt hat. Es sieht beinahe wie Absicht aus, wenn seine Französin in allen Dingen das strikte Gegenteil der Gottschedschen darstellt. Die Hausfranzösin des Lustspiels ist schlau und falsch, die Wagnersche Gouvernante ehrlich, aber undiplomatisch. Die erstere ist affektiert, die letztere vernünftig und natürlich. Die eine, die doch in Deutschland aufgewachsen ist, vermischt ihr Deutsch beständig mit französischen Brocken; die andere ist der deutschen Sprache

[1]) Über die Hofmeisterzeit des Vaters Lenz vgl. Rosanow, 32, und Freye, Zeitschr. f. Geschichte d. Erziehung u. d. Unterrichts VII (1917), 175 f.

[2]) Vgl. Die Hausfranzösin, Gottschedin, Lustspiele, I, 125 ff.

nicht recht mächtig, gibt sich aber dennoch eine rührende Mühe, deutsch zu radebrechen.

In ihrer Auffassung des Standes gehen die beiden Dichter Lenz und Wagner stark auseinander. Wagners Darstellung fällt durchaus zugunsten des Hofmeisters und damit des Bürgertums aus; ihre Spitze richtet sich gegen die herrschenden Stände. Lenz dagegen entscheidet zuungunsten beider Stände.

Nach Wagners Ansicht ist ein Hofmeisteramt eine Sklaverei. Damit will er aber keinen, der sich diesem mühevollen und undankbaren Berufe widmet, der sklavischen Gesinnung bezichtigen — dies wäre gegen seine Tendenz —; der Vorwurf trifft allein den Arbeitgeber, der den ihm an Bildung und moralischen Qualitäten häufig überlegenen Erzieher seiner Kinder so gering achtet. Gegen die Privaterziehung an sich hätte er nichts einzuwenden; er betrachtet es im Gegenteil als ein unverdientes Glück für die Vornehmen, wenn sich intelligente und gebildete Leute aus dem Bürgerstande für Hofmeisterposten hergeben. Er möchte deshalb auch die Arbeit des Hofmeisters gebührend honoriert sehen. An einer Stelle der „Reue nach der That" wendet er sich scharf gegen den herrschenden Brauch, gegen geringe Bezahlung alles mögliche vom Hofmeister zu verlangen. Es ist die Stelle, wo er von dem Fürsten spricht, der für seinen Sohn einen Menschen sucht, welcher „deutsch, französisch, italiänisch und englisch spricht und schreibt; in den Alten belesen ist; Historie, Geographie, Heraldik, mit der Zeit auch Natur- und Völkerrecht, Jus publikum, Politik und was weiß ich, lehren kann"; nach zehnjähriger Sklaverei erhält dann der Gouverneur eine Besoldung von tausend Gulden[1]).

Im selben Drama schildert Wagner mit größerer Ausführlichkeit ein zweites Hofmeisterschicksal, das einer französischen Gouvernante in einer vornehmen Wiener Beamtenfamilie, die zwar eigentlich nur vom Urahn her adelig ist, sich aber doch zum Adel rechnet. Die Zustände in dieser Familie sind sehr unerfreulich. Der Vater ist gestorben, die eitle, herrische, parteiliche Mutter erweist sich als gänzlich unfähig zur Leitung des Hauswesens und zur Erziehung der Kinder; ein vernünftiger älterer Sohn, der die nötige Einsicht besitzt, vermag nicht durchzudringen. Entsprechend der sozialen Tendenz des Dichters hebt sich die Figur der Französin recht hell von diesem dunkeln Hintergrund ab; sie ist eine mit viel gesundem Menschenverstand begabte Person,

[1]) Die Reue nach der That, 9f.

die sich mit ruhiger Sicherheit in den schwierigen Verhältnissen bewegt. Der Vorwurf, den Lenz den Hofmeistern macht, es sei ein Zeichen mangelnder Würde, wenn man sich in eine solche Domestikenstellung begebe, statt auf eigenen Füßen zu stehen, trifft sie schon deshalb nicht, weil sie eine Frau ist; der Erzieherinnenberuf war damals für ein gebildetes Mädchen eine der wenigen Möglichkeiten, sich sein Brot zu verdienen.

Die Französin nimmt sich in aufopfernder Weise der Erziehung ihres Zöglings an und versucht, einigermaßen für die Mutter in den Riß zu treten, jedoch ohne Erfolg. Die Mutter arbeitet ihr absichtlich entgegen, nimmt ihr gegenüber beständig die ungezogene Tochter in Schutz; sie behandelt das „Mensch“ oder die „Kreatur“, wie sie die Gouvernante betitelt, mit unverhohlener Verachtung, beschimpft sie vor den Kindern, heißt sie bei Tisch schweigen usw. Wagner glaubt allerdings nicht, daß ein Mensch von unabhängigem Charakter sich lange in einer solchen Stellung halten könne, selbst wenn er den festen Willen hätte, sich geduldig in alle Widerwärtigkeiten zu schicken, da die meisten Herrschaften keine aufrechten Menschen zu Untergebenen wollen. Wenigstens läßt er das Dienstverhältnis der Französin zu einem plötzlichen Ende gelangen. Während einer heftigen Auseinandersetzung deutet ihr die Justizrätin an, daß sie in Zukunft ihrer Dienste werde entraten können, worauf die Gouvernante schleunigst um ihre Entlassung bittet.

Bei Lenz wird zunächst die adelige Familie, in welcher der Pastorsohn und Theologiestudent Läuffer als Hofmeister angestellt ist, scharf hergenommen. Die Verhältnisse sind bedenklich zerrüttet; die Eltern leben im Unfrieden; von den Kindern wird die Tochter vom Vater, der Sohn von der Mutter verwöhnt, und beide werden schlecht erzogen. Der Junge ist ein nichtsnutziger Bengel, seine Schwester ein schwächliches, sentimentales Geschöpf. Beide Eltern nützen den Hofmeister aufs schändlichste aus. Die Majorin drückt sein Jahresgehalt von 300 Talern auf 150 herunter; der Major bringt es durch weiteres Markten dazu, daß er ihm nur 400 Taler für die Zeit von drei Jahren zahlen muß. Dafür wird aber eine Menge von ihm verlangt; nicht nur soll er mit seinem Zögling fleißig sein ohne „Feriieren und Pausieren und Rekreieren“ und ihn in allen Wissenschaften unterrichten, er soll auch der Schwester Unterricht im Zeichnen und „Christentum“ geben und außerdem noch der Mutter für alle möglichen kleinen Dienstleistungen zur Verfügung stehen. Der Major behandelt ihn mit einer derben Vertraulichkeit; die Majorin läßt ihren ganzen Standes-

Hochmut an ihm aus. Unter vier Augen darf er ihr die Zeit vertreiben, den Hof machen und galante Komplimente drehen. Wagt er es aber, sich ins Gespräch zu mischen, wenn adeliger Besuch zugegen ist, so wird ihm Stillschweigen geboten: „Merk Er sich, mein Freund, daß Domestiken in Gesellschaft von Standespersonen nicht mitreden. Geh Er auf sein Zimmer. Wer hat Ihn gefragt?" Natürlich hat auch der Schüler vor dem so verächtlich behandelten Lehrer keinen Respekt und erlaubt sich allerhand Impertinenzen, gegen die sich dieser aus Furcht vor den Eltern nicht zu wehren getraut[1]).

Noch weit schlimmer ergeht es indes dem Hofmeister in Lenzens Kritik. Zwar gibt Lenz alle Nachteile, die dessen Stand für ihn hat, ohne weiteres zu. Wie bittere persönliche Erinnerung klingt es, wenn der Dichter durch den Mund des geheimen Rates von Berg das elende Leben der Hofmeister darstellen läßt, wie er die Arbeitsstunden bei „einem jungen Herrn versitzen" muß, „der nichts lernen mag", die Freistunden „an einer Sklavenkette verseufzen, an den Winken der gnädigen Frau hängen und sich in die Falten des gnädigen Herrn hineinstudieren" muß. Er ist ein Sklave, „über den die Herrschaft unumschränkte Gewalt hat, nur daß er so viel auf der Akademie gelernt haben muß, ihren unbesonnenen Anmutungen von weitem zuvorzukommen und so einen Firnis über seine Dienstbarkeit zu streichen ...."[2]).

Aber schließlich ist niemand an seinem Elend schuld als er selber, der sich freiwillig in die Sklaverei begibt. „Ihr beklagt Euch so viel übern Adel und über seinen Stolz, die Leute sähn Hofmeister wie Domestiken an", sagt der geheime Rat zum Pastor Läuffer in der großen Szene, in der die Frage nach der Berechtigung des Standes erörtert wird, „Narren! was sind sie denn anders? Stehen sie nicht in Lohn und Brot bei ihnen wie jene? Aber wer heißt euch, ihren Stolz zu nähren? Wer heißt euch Domestiken werden, wenn ihr was gelernt habt, und einem starrköpfigen Edelmann zinsbar werden, der seine Tage von seinen Hausgenossen nichts anders gewohnt war, als sklavische Unterwürfigkeit?" Wer den Vorrechten eines Menschen soweit entsagt, daß er „seine Freiheit einer Privatperson für einige Handvoll Dukaten verkauft"; wer sich „im Käfig zu Tode füttern" läßt, mit seinen Kräften und seinem Verstand, statt sie „dem all=

---

[1]) Vgl. Der Hofmeister, Lenz W. I, 332 ff., 335 ff., 359.

[2]) Vgl. für die beiden angeführten Zitate und für das folgende die Szene zwischen dem Geheimen Rat und dem Vater des Hofmeisters, Lenz W. I, 343 ff.

gemeinen Besten aufzuopfern", „die Rasereien einer dampfichten Dame und eines abgedämpften Offiziers unterstützt", ist ein Schurke. Und leider gibt es im Bürgertum viele solcher Schurken. Dies führt Lenz zur Wurzel dieses und noch vieler anderer Übel hin, unter denen sein eigener Stand seufzt. Der Bürger hat Würde, Wagemut und Vertrauen auf die eigene Kraft eingebüßt, hat es verlernt, seine eigenen Füße zu gebrauchen und hängt sich an den Adel, ohne dessen Hilfe er sich keinen Schritt im Leben vorwärts getraut. Der alte Pastor Läuffer verleiht dieser Gesinnung in naiver Weise Ausdruck, wenn er sagt: „Gütiger Gott! es ist in der Welt nicht anders: man muß eine Warte haben, von der man sich nach einem öffentlichen Amt umsehen kann, wenn man von Universitäten kommt; wir müssen den göttlichen Ruf erst abwarten, und ein Patron ist sehr oft das Mittel zu unserer Beförderung" [1]). Dieses ewige Sich-klammern an den Adel hat den Bürger schließlich bequem gemacht, denn durch Protektion ein Amt erlangen kann auch einer, der, wie der junge Läuffer, weder etwas Rechtes leistet, noch etwas gelernt hat, sondern seine Studienzeit statt in den Kollegien in den Kaffeehäusern verbracht hat. Diese Bequemlichkeit ist es unter anderm auch, die ihn zum Hofmeisterberufe zieht. Während Wagner die Arbeit des Hofmeisters durchaus ernst nimmt, ist sie für Lenz trotz aller Mühsal eine vielgeschäftige Tagdieberei, der Hofmeister ein „galonierter Müßiggänger", der im Grunde den Lohn nicht wert ist, den ihm die Herrschaft bezahlt. Um auch diese Seite des Hofmeisterstandes hervorzuheben, stellt er seinem Kandidaten der Theologie den einfachen Landschulmeister Wenzeslaus gegenüber, der vom Staat nicht soviel erhält, daß er eine Frau ernähren könnte, und der es sich dennoch sauer werden läßt und getreulich seine Pflicht erfüllt. Dieser sagt denn auch dem Hofmeister ganz unbarmherzig die Wahrheit über seinen Stand: „. . . . was hat man zu tun? Man ißt, trinkt, schläft, hat für nichts zu sorgen; sein gut Glas Wein gewiß, seinen Braten täglich, alle Morgen seinen Kaffee, Tee, Schokolade oder was man trinkt, und das geht dann auch immer so fort . . .". Dafür muß ihn aber beständig das böse Gewissen plagen, daß er seine Herrschaft um den Lohn betrüge, denn „ist das nicht hundsföttisch, wenn ich davon überzeugt bin, daß ich ein Ignorant bin und meine Untergebenen nichts lehren kann und also müßig bei ihnen gehe und sie müßig gehen lasse und den lieben Gott ihren Tag stehlen und doch . . . hundertfunfzig Dukaten,

---

[1]) Der Hofmeister, Lenz W. I, 346. Zum folgenden S. 332, 346, 347 f., 370, 375.

sag ich, in Sack stecke für nichts und wieder nichts?" Lenz setzt hier Hofmeister gleich Ignorant; vielleicht enthält dieses strenge Urteil einen Vorwurf, den ihm sein Gewissen in Erinnerung an seine eigene Hofmeistertätigkeit in Königsberg machte, an die er als blutjunger, unreifer und gänzlich unerfahrener Student herangetreten war.

Lenz glaubt nicht an eine würdige Form des Hofmeisterstandes; dieser ist nicht zu reformieren, sondern ganz einfach abzuschaffen. „.... es müssen keine Hauslehrer in der Welt sein, das Geschmeiß taugt den Teufel nichts." „.... lernt etwas und seid brave Leute; der Staat wird euch nicht lange am Markt stehen lassen. Brave Leute sind allenthalben zu brauchen." Das schöne Gemälde von Beförderung, das der adelige Patron hinter die Sklavenjahre setzt, ist dagegen meistens ein Trugbild.

Dann, wenn es keine Hofmeister mehr gibt, ist nicht nur das Bürgertum eines erniedrigenden Frondienstes enthoben und wird nicht nur dem Staate manche tüchtige Kraft zugeführt; es werden auch Geldmittel für die öffentlichen Schulen frei, die eine anständige Besoldung der Lehrer ermöglichen.

Die verächtliche Beurteilung des Hofmeisterberufs taucht nach dem Erscheinen des Lenzschen Stückes hie und da im deutschen Drama auf. Klinger greift in seinem „Leidenden Weib" das Thema noch einmal auf mit deutlichem Hinweis auf seinen Vorgänger. Ein junger Adeliger, dem sein Hofmeister Vorstellungen wegen seines liederlichen Lebenswandels macht, erhält von diesem zur Antwort: „Lesen Sie den ‚Hofmeister', wie ich schon hundertmal sagte. ... Ein Mensch kann immer Brod finden auf eine andere Art. Es soll mir keiner vor die Augen kommen, der Jahre lang Hofmeister war, oder wohl gar zweymal. Er ist kein Mensch mehr." [1]) Noch schlimmer als bei Lenz steht der Hofmeisterberuf da in einem bald nach dem „Hofmeister" entstandenen Lustspiel „Die verlorene Unschuld" des Freiherrn von Bernstorff, dessen Verfasser aber, wie er selbst ausdrücklich bemerkt, das Lenzsche Stück bei der Abfassung des seinigen noch nicht kannte. Dort verkuppelt der Hofmeister seinem gräflichen Zögling, um sich bei ihm beliebt zu machen, ein junges Bürgermädchen, und sucht nachher, wie die Sache herauskommt, alle Schuld auf das Mädchen zu schieben. Die Tendenz des Stückes ist in die stark an Lenz erinnernden Schlußworte zusammengefaßt: „O! daß die großen Herren ihre Kinder oft so aus den Augen lassen, und auf

---

[1]) Das leidende Weib, Klinger J. W. I, 197.

schaale Rekommandation jedem dienstfertigen Fremdling anvertrauen"[1]). Und noch in einem Drama aus dem Jahre 1794, „Die schöne Sünderin" von Hesler, taucht ein letztes Mal das Rousseau-Lenzsche Motiv der Verführung einer adeligen Dame durch ihren Hofmeister[2]) auf.

II. Andere Stände.

1. Die unteren Schichten.

Wenn bisher vom Stande die Rede war, so war das Wort stets in sozial-politischem Sinne gefaßt und bezeichnete den ersten oder den dritten Stand. Diese beiden interessieren denn auch als Stände hauptsächlich die Stürmer und Dränger. Ihr soziales Denken dreht sich meistens um das Ringen, das zwischen ihnen entbrannt war. Hier ist jedoch eine Einschränkung zu machen. Am dritten Stand ist ihnen nur der Teil wichtig, zu dem sie selber gehören, nämlich das mehr oder weniger gebildete und wohlhabende Bürgertum, der Gelehrten-, Kaufmann- und Handwerkerstand. Was gesellschaftlich auf einer tieferen Stufe steht, wie etwa das niedere Volk in Stadt oder Land, läßt sie, trotz gelegentlicher Sympathiebezeugungen, im ganzen gleichgültig. Diese Tatsache zeigt, wie sehr das Interesse der Geniedramatiker für soziale Probleme subjektiv bedingt und durch das eigene Erleben begrenzt war. Daß ihnen soziales Mitleid und ein selbstloser Gerechtigkeitssinn gelegentlich auch zur Verfügung standen, beweist ihr warmes Eintreten für eine mildere Behandlung der Kindermörderinnen. Aber im wesentlichen läuft ihr Mitleid auf ein Mitleid mit dem eigenen Stand heraus, und sie empfinden in erster Linie die an ihnen selbst verübte Ungerechtigkeit. Ihr stark ausgeprägter Individualismus prädestinierte sie mehr zu Verfechtern des eigenen Rechts als zu Anwälten der unterdrückten Brüder.

Wenn die Stürmer und Dränger Personen aus den untern Volksschichten auf die Bühne bringen, so stellen sie sie meistens in lustspielmäßig komischer Verzerrung oder, wenn es sich etwa um Landleute handelt, in idyllischer Beleuchtung dar. Zu jener Zeit litt der Bauernstand viel mehr als jemals das Bürgertum unter dem harten Druck des Adels, nämlich seiner Gutsherrn[3]). Maler Müller schildert in seinen beiden pfälzischen Idyllen ländliche Verhältnisse; er gedenkt

---

[1]) Die verlorene Unschuld, 3. Akt, 4. Szene.

[2]) Vgl. Stockmayer, Soldatenstück 74.

[3]) Vgl. S. 11.

aber jener sozialen Not kaum mit einem Worte. Nur einmal wird bei der Erzählung eines Prozesses die Klage laut, es sei schwierig für den gemeinen Landmann, bei den Beamten, welche die Herrschaft zu ihren Stellvertretern gesetzt habe, zu seinem Recht zu kommen. Der Gutsherr selbst, der im Augenblick abwesende Graf, ist der väterliche Freund und Berater seiner Bauern, an den sie sich vertrauensvoll in jeder Verlegenheit zu wenden gewohnt sind.[1])

Lenz ermahnt, wie wir im vorigen Abschnitt gesehen haben, in seinem „Hofmeister" die Jünglinge aus dem gebildeten Bürgerstand, nicht zu Domestiken des Adels zu werden. Daß aber Leute aus gesellschaftlich noch tiefer stehenden Kreisen zu Adel und Bürgertum in ein Abhängigkeitsverhältnis treten und dementsprechend, nämlich von oben herab, behandelt werden, findet er ganz in der Ordnung. Maler Müller und Wagner stellen, jener im ersten Teil von „Fausts Leben", dieser in der „Kindermörderinn", Personen aus den untersten Schichten der städtischen Bevölkerung mit derber Komik dar[2]), ohne daß jedoch deren dürftige Lebenshaltung sie zu irgendwelchen sozialen Protesten anregte. Wagner skandalisiert die Leser seiner „Kindermörderinn" durch die Darstellung ganz verkommener Existenzen, einer Kupplerin und einer Dirne[3]); es fällt ihm aber nicht ein, ihr Vorhandensein mit der verderbten Gesellschaftsordnung, an der er gerade in diesem Drama unbarmherzig Kritik übt, in Zusammenhang zu bringen. Der junge Schiller endlich schildert im Kammerdiener in „Kabale und Liebe" mit viel warmer Sympathie einen unglücklichen Vertreter der dienenden Klasse. Aber auch ihm ist es nicht etwa darum zu tun, eine Lanze für die Dienstboten zu brechen; im Schicksal des alten Kammerdieners beklagt er das Schicksal der Untertanen und nicht das der Kammerdiener.

Gemmingen trat einmal in der Umarbeitung seines deutschen Hausvaters aus dem Jahre 1780 mit Eifer für das geplagte Landvolk ein und zog sich dadurch die Ungnade der bayrischen Landstände zu, die gerade damals gegen gewisse Reformpläne ihres Landesfürsten heftig Opposition machten[4]). Unter den eigentlichen Stürmern und Drängern bildet einzig Lenz eine rühmliche Ausnahme

---

[1]) Vgl. Das Nußkernen, Maler Müller W. I, 274—306.

[2]) Vgl. Fausts Leben, Litteraturdenkmale III, 65, und Die Kindermörderinn, Literaturdenkmale XIII, 71 ff.

[3]) Die Kindermörderinn, Litteraturdenkmale XIII, 8 ff. und 15 ff.

[4]) Vgl. Flaischlen, Gemmingen, 96 ff. Gemmingen mußte auf Betreiben der bayrischen Landstände die Auflage zurückziehen. In der Umarbeitung von 1782

von der allgemeinen Regel, noch nicht im „Hofmeister“, sondern in einem späteren dramatischen Fragment, betitelt „Die Kleinen“ [1]). Der Held, ein junger Adeliger namens Engelbrecht, ist, wie Rousseau, angewidert von der überspannten Kultur der Gebildeten; er verläßt seinen Kreis und begibt sich auf eine Bildungsreise, um „die unberühmten Tugenden zu studieren, die jedermann mit Füßen tritt.“ Das Fragment ist leider über einige — mehr oder weniger zusammenhängende — Szenen und einige Inhaltsangaben von solchen nicht hinausgediehen; offenbar deshalb, weil der Dichter nicht imstande war, den Zwiespalt, der im Stoffe enthalten und der schon in den dem Hauptmotiv zugrunde liegenden Rousseauschen Theorien angelegt ist, zu überwinden. Er schwankt, was er mit seinen Kleinen anfangen will; soll er sie als gut und glücklich hinstellen, weil sie den schädlichen Einflüssen der Kultur ferne stehen, oder als beschränkt und unglücklich, weil der Druck und die Enge ihrer sozialen Verhältnisse sie nicht zum Bewußtsein ihrer selbst kommen lassen? Er kann sich nicht für die erste noch für die zweite Auffassung entschließen, läßt beide durch das ganze Fragment nebeneinander herlaufen, versucht in zwei Fassungen des Eingangsmonologes zuerst die eine, dann die andere.

Sobald Lenz sich an die erste Auffassung hält, erscheint ihm das Los seiner einfachen Leute als beneidenswert und ihre Verhältnisse als idyllisch. Die Kleinen haben das, was den Großen fehlt, Demut und Tugend. Der Dichter bewundert ihre Ursprünglichkeit, kraft deren sie durch eine originelle Wendung die jahrhundertelange Kunst der Gebildeten zuschanden machen können, er preist ihren Humor, ihre Anspruchslosigkeit, die Echtheit ihrer Empfindungen; die Gesichter der Städter kommen ihm stumpf und matt vor gegen den ihren. Er schließt mit einer Warnung an die „feinen Leute“, sie nicht in ihrem Frieden zu stören: „Wehe, wer diese unschuldigen Herzen mit Leidenschaften ansteckt! Wehe den Dramenschreibern, die den Mißklang fremder, ihnen unnatürlicher Gefühle in ihre Stände bringen! . . . Glücklich sind diese Leute eben durch die Härte ihrer Fibern, ihre Apathie. Feinere müßigere Leute, behaltet eure Leidenschaften für euch und verfeinert sie nicht damit! Eure Kultur ist Gift für sie!“

Nach der zweiten Auffassung steht es im Gegenteil traurig um

---

erscheinen die betreffenden Szenen gekürzt und gemildert. Bei Gemmingen sind, wie bei Maler Müller, die Bauernschinder nicht die Gutsherren, sondern die Verwalter und Amtmänner.

[1]) Vgl. für das folgende: Die Kleinen, Lenz W. III, 315 f., 320 ff., 327 f., 330.

das äußere und innere Wohlergehen der „Kleinen". Der Zirkel ihrer Gedanken ist eng, jeder Entschluß ohnmächtig, jede Vorstellung dunkel. „Was Wunder, daß sie sich am Sinnlichen halten, und bei dem Brett, das sie im Schiffbruch ergriffen, und mit dem sie ans Land schiffen, eurer hohen und übertriebenen Ideen, eurer Schiffe und vollen Segel auf hoher See lachen und spotten? Dies Gelächter über edlere und feinere Vergnügungen ist der höchste moralische Verderb, und wenn ich so sagen darf, die höchste Verzweiflung. Laßt euch dadurch nicht irre machen, glaubt nicht, daß die Leute vergnügt sind, wenn sie ihr Zwerchfell zum Lachen erschüttern, sie fühlen den Abstand eures Glücks von dem ihrigen zu gut, und wollen sich dafür, wie der Fuchs, der die Traube nicht langen kann, durch Lachen schadlos halten. O! setzt euch in ihren Gesichtspunkt und lernt die bemitleiden, deren eingebildetes Glück ihr beneidet; haltet euch herunter zu ihnen, um sie zu euch emporzuheben." Mit der vielgepriesenen Unschuld und Glückseligkeit der ländlichen Verhältnisse ist es nicht so weit her. Das schöne Landmädchen, das im Wirtshaus, in dem Engelbrecht einkehrt, die Gäste bedient, hat sich der Nachstellungen des Wirtes zu erwehren, zudem wird es von der Herrschaft ausgenützt und mit Arbeit überhäuft. Auf die Einzelheiten der sozialen Stellung des Landvolkes geht das Fragment nicht näher ein. Dagegen wird an einer andern Stelle das Los der Dienstboten in vornehmen Familien mit ein paar treffenden, jedenfalls auf eigener Beobachtung beruhenden Zügen geschildert. Lenz deutet auf einen Übelstand hin, den er schon beim Hofmeisterstande festgestellt hat: den Mangel an Freiheit, der solchen Abhängigkeitsverhältnissen immer anhaftet; doch tut er es, ohne den Dienenden, denen meist gar keine Möglichkeit zur Gründung einer selbständigen Lebensstellung geboten war, den Vorwurf der Charakterlosigkeit oder Kriecherei zu machen. Es ist da die Rede von einer Kammerjungfer, die ein „Märtyrer der Geschmeidigkeit" ist. Sie muß immer um die Gräfin sein, außer wenn diese nicht zu Hause ist. Der grüne Teppich, auf dem sie Spitzen plätten muß, kommt nie von ihrem Tisch. Den Sommer, das schöne Wetter zu genießen, hat sie keine Zeit; höchstens daß sie, während ihre Gräfin den Mittagsschlaf hält, schnell auf die Terrasse laufen und Luft schöpfen kann.

Das Fragment enthält endlich auch eine Mahnung an die Vornehmen, die Geringen, seien sie nun zu bedauern oder zu beneiden, als ihre Brüder anzusehen. „Wer machte euch zu dem, was ihr seid? Waren sie es nicht? Und daß ihr sie nicht wiedererkennen wollt,

eure Lehrmeister, nicht mehr glauben wollt, sie haben Knochen, wie ihr, dasselbe Blut in den Adern rinnen! Wer seid ihr, die ihr auf ihren Schultern steht und sie zertretet, und nicht lieber mit ihnen auf gleichen Boden euch hinstellt und sie auf eure Hand tupfen laßt?" Bei Lenz hat das eigene Leiden den Blick für das fremde geschärft. Es berührt sympathisch, daß er nicht im eigenen Stande, dessen Not ihm jedenfalls viel zu schaffen machte, aufging.

2. Der Stand als Berufsklasse.

Hofmeister- und Dienstbotenstand leiten zu einer zweiten Deutung des Begriffes Stand hinüber. Schon Diderot verstand unter „condition" außer der gesellschaftlichen Schicht, der man durch die Geburt angehört, auch die Berufsklasse, und spricht etwa vom Stand des Richters oder des Advokaten [1]). Der Stand als Berufsklasse, der ja bis zu einem gewissen Grade durch den politischen, durch den Geburtsstand bedingt war, aber doch dessen Grenzen durchbrach, indem er häufig Adelige und Bürgerliche in sich vereinigte, spielt im Geniedrama eine nicht unbedeutende Rolle. Einzelne Stände treten in komisch-satirischer Beleuchtung auf oder werden zum Gegenstand ernsthafter sozialer Betrachtung gemacht.

So benutzt Maler Müller die Einleitung zum ersten Teil seines „Faust" zu einer Satire in Revueform auf alle möglichen Stände [2]). Luzifer, das Bild eines launischen Herrschers, versammelt seine Teufel um sich, von denen jeder der Teufel eines Standes ist; jeder stellt entweder in seiner eigenen Person einen Standestypus dar, oder es ist ihm ein Stand zur Verwaltung unterstellt, über den er dann bei Luzifer zu referieren hat. Berlicki, der bei einem Unwohlsein des Höllenfürsten gerufen wird, ist eine Verspottung des wichtigtuerischen, aufgeblasenen Arztes. Babillo, der Malerteufel, schilt auf die Maler, die darauf ausgehen, „des grosen Herrgotts feine Schöpfung zu prostituieren"; Atoti, der Literaturteufel, klagt über die Dichter; die jungen, die entweder beständig „von Kraft und Stärke, Sturm und Drang" schreien, auf „Pedanten und Schulgelehrsamkeit" schimpfen und „alles zusammenhauen" wollen, „was ihnen in Weg kommt"; die alten, die „langweilige Narren" sind, „mit vollgestäubten Perücken gravitätisch" einherschreiten „wie Gänse". Mogol, der Geldteufel, stichelt auf die

---

[1]) Vgl. Entretiens sur le Fils naturel, Diderot, Œuvres VII, 150 f.

[2]) Für das folgende vgl. Fausts Leben, Litteraturdenkmale III, 16 ff., 26 ff., 30 ff., 55 ff., 66 ff. und 79 ff.

Richter, die zu den wenigen gehören, die es zu Reichtum bringen können. Das Fazit, das Luzifer aus der Berichterstattung seiner Unterteufel zieht, ist ziemlich niederdrückend; die Welt, sagt er, sei keinen Pfifferling wert und die Menschen selbst dem Teufel zu schlecht. Es ist das alte Klagelied der Rousseaujünger über die Verkommenheit der zivilisierten Welt, das, wie wir gesehen haben, auch Lenz in seinem „Neuen Menoza" anstimmt.

Im ersten Teil des „Faust" werden dann Ständesatire und Ständeschilderung fortgesetzt. Es erscheinen der pedantische Gelehrte, Studenten, eine Spielergesellschaft und ein paar jüdische Wucherer auf der Szene. Maler Müller greift dabei bisweilen auf alte Lustspielmotive zurück; so wenn er im Doktor Knellius, dem Gegner Fausts, den eiteln, im Grunde unwissenden Gelehrten schildert, den die Eifersucht auf die bedeutenden Kollegen verzehrt, oder wenn er im Teufel Berlicki den

Ärztestand

zum Gegenstand seines Spottes macht. Der Arzt als komische Figur kommt noch in einem andern Sturm- und Drang-Drama, Wagners „Reue nach der Thaf", vor. Dort tut er nicht nur wichtig mit seiner im Grunde sehr geringen Gelehrsamkeit, er ist auch hart und gewinnsüchtig, „hartmäuliger und unempfindlicher als ein Karrengaul, der zehn Jahre in der Mühle getrieben hat"[1]).

Die Studenten

in Maler Müllers „Fausts Leben" sind eine unsäglich rohe Gesellschaft; ihr einziger sympathischer Zug ist ihre Verehrung für Faust. Bei Lenz, der in seinem Hofmeister ebenfalls Studentenszenen bringt, kommen sie etwas besser weg; zwar führen sie ein wildes Leben, machen Schulden, wie Pätus, der die Aufführung der „Minna von Barnhelm" nicht besuchen kann, weil sein Rock versetzt ist, oder stellen den Bürgermädchen nach[2]). Lenz sucht jedoch auch ihre guten Seiten hervorzuheben, ihr Solidaritätsgefühl, ihre Freundestreue, dank deren keiner den andern in der Not stecken läßt. Die tatsächlichen Verhältnisse unter der deutschen Studentenschaft waren nicht besser, als wie Lenz und sogar als wie Maler Müller sie schildert; dies geht aus zeitgenössischen Aufzeichnungen mit aller Deutlichkeit hervor. Aber weder der eine noch der andere Dichter denkt daran, mit seiner Schilderung studentischen Lebens eine ernste Kritik der Mißstände zu verbinden oder Reformvorschläge zu machen. Bei Müller ist man nicht einmal

[1]) Vgl. Die Reue nach der Thaf, 120ff.
[2]) Vgl. Der Hofmeister, Lenz W. I, 351ff., 363ff., 389ff.

sicher, ob er diese Mißstände als solche empfindet und die pöbelnden Studenten nicht als Kraftgenies und große Kerls hinstellen will, denn er läßt sie ja für die gute Sache, für Faust und gegen den Pedanten Knellius, Partei nehmen[1]).

Die Juden,

wenn anders man sie zu den Ständen rechnen darf, bilden den Übergang zu einer Gruppe von Ständen, die außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft und mehr oder weniger im Gegensatz zu ihr stehen. Judenszenen finden sich außer im Faust noch in Lenzens „Soldaten" und Wagners „Reue nach der That". Bei Lenz erfahren wir über den Juden selbst sehr wenig; die ganze Szene ist lediglich dazu da, um zu zeigen, wie die Offiziere durch ihren Übermut und ihre törichten Streiche der ganzen Garnison zur Plage werden[2]). Maler Müller faßt die Juden noch ganz im Sinne des „Kaufmanns von Venedig" als hartherzige Geldwucherer auf[3]). Wagner bemüht sich um eine gerechtere und billigere Darstellung und sucht seinen jüdischen Hausierer mit den guten Eigenschaften seiner Rasse: Pietät, Familiensinn, Gottesfurcht auszustatten[4]).

Die Räuber

in Schillers Erstlingsdrama endlich stehen jenseits von Staat und Gesellschaft. Die Räuberbande stellt ein Gemisch von Räuberromantik und Realismus dar: dem idealisierten Räuber, dem edeln Hauptmann Karl Moor und seinen beiden unwandelbar treuen Genossen Roller und Schweizer sind in Spiegelberg und Schufterle wirkliche Räuber beigegeben, die eben gemeine, heimtückische, grausame Kerle sind. Was Schiller und andern Geniedramatikern solche Existenzen interessant machte, war deren Gegensatz zur Gesellschaft, worin sie einen Zug ihres eigenen Wesens wiederfanden. Schiller macht in seinen Räubern die Probe auf die Rousseausche Theorie von der Verderbtheit der Gesellschaft und der Glückseligkeit des Naturzustandes. Karl Moor ekelt, wie den Genfer Philosophen, vor den abgeschmackten Konventionen, dem „schlappen Kastratenjahrhundert", dem Gesetz, das „zum Schneckengang verdorben" hat, „was Adlerflug geworden wäre"[5]). Er setzt

[1]) Vgl. Fausts Leben, Literaturdenkmale III, 66ff. — Vom wilden Treiben der Studenten erzählt u. a. Magister Laukhard in seiner Lebensbeschreibung Kap. 8—20; (Ausgabe von Schnabel 36ff.).

[2]) Vgl. Die Soldaten, Lenz W. III, 58f.

[3]) Vgl. Fausts Leben, Literaturdenkmale III, 26ff. und 79ff.

[4]) Vgl. Die Reue nach der That, 85ff.

[5]) Vgl. Die Räuber, Schiller W. III, 17, 18. Dazu Minor, Schiller I, 313ff. und 323ff.

Rousseaus Forderung: „Zurück zur Natur!“ in die Tat um und trennt sich von den Menschen, um fern von der Kultur, den Konventionen, dem Zwang, den Gesetzen ein Leben in Freiheit und Natürlichkeit zu führen. Doch das Resultat fällt negativ aus: die Räuber werden in ihren Wäldern nicht zu Menschen, sondern zu Unmenschen.

Im Anschluß an Schillers Räuber soll noch ein anderes Stück erwähnt werden, das sich ebenfalls mit aus der anständigen Gesellschaft ausgeschlossenen Existenzen beschäftigt. Es sind

Klingers Spieler,

gewissermaßen eine Parodie auf die Räuber, ein kalter Wasserstrahl, den der Pessimist Klinger auf Schillers jugendlichen Optimismus gießt[1]). Die Handlung ist deutlich wieder aufgenommen. Ein böser, hämischer Bruder, der diesmal Karl heißt, vertreibt seinen edeln Bruder Franz aus der väterlichen Gunst. Der Verstoßene wird aber nicht zu einem heldenhaften Räuberhauptmann, sondern zu einem geriebenen Gauner, der sein Leben mit falschem Spiel fristet. Die Jugendgeliebte, die er nach Jahren wiedersieht, zieht ihn nicht zu sich empor, sondern er zieht sie zu sich hinab; sie ist nicht ein Engel wie Amalia, sondern ein sentimentales Gänschen, dem das Romanlesen den Kopf verdreht hat. Nicht edle Reue reißt den verlorenen Sohn von der Bahn des Lasters zurück; eine Verwundung an der Hand macht ihm das „Filieren“ und damit den Spielerberuf unmöglich, so daß ihm kein anderer Ausweg bleibt, als zu seinem Vater zurückzukehren.

3. Der Soldatenstand.

Zu den Außenstehenden gehörten damals, als die Stürmer und Dränger ihre Dramen verfaßten, auch die Soldaten; sie stellten einen Stand für sich mit eigenen Gesetzen dar, der sich gegen die übrige Gesellschaft scharf abgrenzte und gewissermaßen einen Staat im Staate bildete. Keinem Beruf, außer vielleicht dem des Hofmeisters, wird im Sturm- und Drang-Drama so viel Ehre angetan, wie dem Soldatenstand. Die verschiedensten Dichter, Wagner, Maler Müller, Schiller, beschäftigen sich mit ihm, und Lenz widmet ihm sogar ein eigenes Drama.

a) **Literarische und kulturelle Voraussetzungen.**

α) Der Soldatenstand im früheren deutschen Drama.

Was konnte einen Stürmer und Dränger so besonders am Soldatenstand interessieren, und wie kam Lenz dazu, ein Soldatendrama zu

[1]) Vgl. Die falschen Spieler, Klinger, Theater I, 233 ff.

schreiben? Wir wissen, daß Lenzens „Soldaten" Selbsterlebtes und -beobachtetes enthalten. Der Dichter hatte zwei Offiziere von Königsberg nach Straßburg begleitet, hatte sich mit ihnen längere Zeit in den beiden Garnisonen Straßburg und Landau aufgehalten und dort das Leben und Treiben des Soldatenstandes, sein Verhalten zum Bürgertum, seine Licht- und Schattenseiten genau kennen gelernt. Außerdem war eine ihm befreundete Familie in unliebsame Berührung mit den schlimmen Seiten des Standes gekommen. Aber: Das eigene Erleben hätte den Dichter ebensogut auf andere Stände hinweisen können. Warum zum Beispiel baute er nicht die Studentenszenen seines „Hofmeisters" zu einem Studentendrama aus mit einer gegen die Schäden des Studentenwesens gerichteten Tendenz?

Die Ursache liegt jedenfalls zum Teil darin, daß dem Dichter eine dramatische Darstellung des Soldatenwesens durch die literarische Tradition nahegelegt war. Soldatenstücke waren seit Lessings „Minna" an der Tagesordnung; Lenz bewegte sich also in einem ganz gewohnten Geleise und befand sich im Einklang mit dem Zeitgeschmack, wenn er dieses Thema behandelte, zu dem ihn auch seine persönlichen Erfahrungen hinzogen. Dem Soldatenstand erging es im deutschen Drama ganz wie dem Bürgertum; er war zuerst Lustspielmotiv, dann bemächtigte sich seiner das rührselige bürgerliche Drama und endlich unterzog ihn das revolutionäre Sturm- und Drangdrama einer sozialen Kritik.

Im Lustspiel ist der Soldat immer der Miles gloriosus, der Prahlhans, dessen Wirkung als komische Figur auf dem Mißverhältnis beruht zwischen dem, was er zu sein vorgibt, und dem, was er wirklich ist. Das erste deutsche Soldatenstück ist die 1594 entstandene „Komödie von Vincentio Ladislao Sacrapa von Mantua" des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig. Ihm folgte einige Jahrzehnte später Gryphius' Horribilicribrifax. Im ganzen blieb aber der Soldat in der dramatischen Literatur eine seltene Erscheinung[1]). Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kamen die Soldatenstücke in die Mode. Damals trat auch der Soldatenstand in die zweite Phase seiner dramatischen Behandlung, die rührselig-idealisierende, ein.

Mehr noch als es beim Bürgertum der Fall gewesen, wirkten bei der Idealisierung des Soldatenstandes außer dem optimistischen Zeitgeist auch die Zeitereignisse mit. Die außerordentlichen Taten, durch

[1]) Vgl. Liebe 67 f., 86 f., für das folgende 150 ff. — Für den Vincentio Ladislao Sacrapa vgl. Die Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, Ausgabe von Tittmann, 137 ff.

die sich das preußische Heer im siebenjährigen Krieg ausgezeichnet hatte, erweckten Teilnahme und Bewunderung für den Stand. Man wußte preußischerseits sehr wohl, wie viel man dem Heere verdanke, und war deshalb gerne bereit, den tapfern Krieger mit einem Glorienschein zu umgeben. Verschiedene Dichtungsgattungen wetteiferten deshalb in seiner Verherrlichung; es entstanden Soldatenlieder und Soldatendramen. Der alte Miles gloriosus war, wenn auch nicht ganz aus der dramatischen Literatur verschwunden, so doch in das Gebiet der Nebenrollen verbannt und lebte noch in Nebenfiguren, wie etwa dem Lessingschen Riccaut de la Marlinière, weiter.

Der Ausgangspunkt für jene idealisierende Soldatendramatik bildet die „Minna von Barnhelm“ [1]). Aus ihr klingt etwas von Lessings Begeisterung für das preußische Heer und seinen genialen Führer heraus; dies ließ sie auf die Zeitgenossen, was wohl nicht die Absicht des Dichters war, wie eine Verherrlichung des Soldatentums wirken [2]). Die Nachfolger Lessings griffen aus der Minna von Barnhelm das heraus, was ihnen am meisten in die Augen stach, nämlich die soldatischen Motive und ließen diese in mannigfachen Variationen und meist in viel massiverer Form in ihren Dramen wieder aufleben. Tellheim und der Wachtmeister werden die Ahnherrn eines großen Geschlechts von tapferen Soldaten; vom ersteren stammen die Offiziere, vom letzteren die Gemeinen ab [3]).

Auf das Haupt des edeln Offiziers häuft das Soldatenstück alle erdenklichen Tugenden. Seine äußern Vorzüge, die Eleganz seiner Manieren, die Gewandtheit des gesellschaftlichen Auftretens werden von seinen moralischen Qualitäten noch weit übertroffen; er ist ein Muster an Ritterlichkeit, Großmut, strenger Selbstzucht und fein ausgebildetem Ehrgefühl, kurz eine Idealgestalt, wie sie sich das Drama des optimistischen Aufklärungszeitalters nur wünschen konnte.

Der gemeine Soldat stellt gewöhnlich eine Wiederholung desselben Typus auf einer sozial tiefern Stufe dar. An die Stelle des soldatischen Ehrgefühls tritt bei ihm der Stolz auf seinen Stand, der sich gern in harmlosen Prahlereien Luft macht; ein Zug, der vielleicht noch als ein Erbteil des Miles gloriosus zu betrachten ist. Die Hingabe des Offiziers an den König und seine Sache wird beim Gemeinen zur unwandelbar treuen Anhänglichkeit an die Person seines Vor-

---

1) Stockmayer, Soldatenstück. 2ff.

2) Die Schattenseiten des Soldatenwesens hat Lessing durchaus nicht übersehen; vgl. hierzu Kettner, Lessings Dramen, 93ff.

3) Vgl. Stockmayer, Soldatenstück, 4—7.

gesetzten. Beide verbindet ein Vertrauensverhältnis, das in Stunden gemeinsam verlebter Mühsale und Gefahren geschmiedet worden ist, und das sie beide in eine jenseits aller Rangunterschiede gelegene Sphäre hebt.

Auch beim Soldatenstand drängt sich uns, wie beim Bürgertum, die seltsame Tatsache auf, daß eine idealisierende Darstellung im Drama möglich war zu einer Zeit, wo die wirklichen Verhältnisse nichts weniger als ideal aussahen. Nicht daß auf die Siege Friedrichs des Großen hin der ganze Stand in augenblicklichem Glanz aufstrahlte, ist merkwürdig, sondern daß sich die Begeisterung allen Tatsachen zum Trotz bis zum Erscheinen von Lenzens „Soldaten" hielt. Es lag im Charakter der Zeit, daß man die Schattenseiten einer sozialen Institution nicht sehen oder sie jedenfalls nicht auf dem Theater dargestellt haben wollte, weil man am besten durch Rührung, durch das gute Beispiel, durch die Schilderung des „honnête" moralisch wirken zu können glaubte.

Wenn die Verfasser der rührseligen Soldatenstücke etwa doch auf die Mängel des Standes zu sprechen kommen, stellen sie sie entweder als Zufälligkeiten oder als die Kehrseite von Vorzügen hin. Rohe Offiziere, die ihre Soldaten plagen, unsaubere Elemente unter den Gemeinen gelten als unrühmliche Ausnahmen und werden vom Stande verleugnet. Die harte Disziplin, die nötig war, um die vielfach aus hergelaufenem Gesindel bestehenden Truppen zusammenzuhalten, wird als Erziehungsmittel zur höchsten männlichen Tugend, die bedingungslose Unterwerfung darunter als die Erfüllung einer erhabenen Pflicht, als Ausdruck strengster Selbstzucht aufgefaßt. Interessant hinsichtlich der Stellungnahme zur Disziplinfrage sind die deutschen Nachahmungen von Merciers „Deserteur". Das französische Original soll einen Protest gegen die Härte der Militärgesetze darstellen; die deutschen Nachahmungen richten die Tendenz regelmäßig gegen den Deserteur: der Soldat, der sich gegen die Disziplin vergangen hat, ist immer im Unrecht, wenn auch häufig zu seinen Gunsten mildernde Umstände angeführt werden. Und er steht auch selbst stets unter dem Eindruck seiner eigenen Unwürdigkeit. Die Einführung solcher tragischen Konflikte zwischen der Neigung des einzelnen und den starren Pflichten des Standes bildet immerhin einen Schritt zu einer tieferen, wahreren Auffassung des Soldatentums.

Auch für die soldatischen Motive brachte der Sturm und Drang die Wendung zur realistischen Darstellung und zur sozialen Kritik. Doch lebte das Soldatendrama alten Stiles noch eine Zeitlang fort.

Ungefähr gleichzeitig mit Lenzens „Soldaten" entstand Möllers „Graf von Walltron", der Inbegriff eines sentimentalen Disziplinstückes[1]).

Die pessimistischere Auffassung des Standes war auch hier mehr durch einen Umschwung der Gesinnung als durch die äußeren Verhältnisse bedingt. Wenn sich die äußere Lage der Soldaten seit dem siebenjährigen Kriege überhaupt geändert hatte, so war sie eher besser als schlimmer geworden[2]). In einer Hinsicht mochte sich der Stand den Geniedramatikern vielleicht ungünstiger darstellen als ihren Vorgängern. Sie sahen ihn nur im Garnisondienst, nicht im Kriegsdienst. Im Frieden, wo die Soldaten müßig in den Garnisonen lagen, traten die Mängel des Systems viel krasser hervor als in einem ihre Tüchtigkeit aufs äußerste anspannenden Feldzuge[3]).

β) Zustände in den Heeren der damaligen Zeit.

Der an schweren Schäden krankende Soldatenstand bot der sozialen Kritik eine Menge Stoff. In Deutschland waren die Verhältnisse unerquicklich; in andern Ländern, zum Beispiel in Frankreich, scheinen sie nicht besser gewesen zu sein; Lenz erhebt in seinen „Soldaten" dieselben Anklagen gegen die französischen Zustände, wie etwas später, in seiner Schrift über die Soldatenehen, gegen die deutschen.

Landesverteidigung und Kriegswesen waren zu jener Zeit noch Sache eines bestimmten Standes und nicht des ganzen Volkes. Eine allgemeine Wehrpflicht existierte nicht. Im Konskriptionssystem, wie es Preußen und Österreich und andere deutsche Staaten besaßen, war allerdings der Grund zu einer solchen gelegt; doch war sie nicht über die ersten Anfänge hinausgediehen[4]).

Die Heere waren noch auf Werbung angewiesen; sie trugen noch im großen und ganzen den Charakter der alten Söldnerheere. Nun waren aber Söldnertruppen von jeher ein bequemer Unterschlupf gewesen für allerhand zweifelhafte Existenzen, was natürlich nachteilig auf ihre Qualität wirkte. Diese wurde dann durch die geringe gesellschaftliche Einschätzung des Standes und seine elende äußere Lage noch weiter herabgedrückt. Lenz klagt einmal in seiner Schrift

---

[1]) Der Graf von Walltron oder die Subordination. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen, Dresden 1776. Vgl. vor allem 98 ff. u. 106 ff.

[2]) Verbesserungen waren in Preußen und Österreich vorgenommen worden. Vgl. Biedermann I, 190 ff.

[3]) Vgl. O. Gluth, Lenz als Dramatiker. Diss. München 1912, 36.

[4]) Vgl. Biedermann I, 186, 191; Liebe, 95.

„Über die Soldatenehen“ bitter über die Behandlung und namentlich über die übermäßigen Anstrengungen, denen der Soldat ausgesetzt sei, und nennt die Soldaten einen großen „Haufen Unglücklicher, die mehr wie Staatsgefangene als wie Beschützer des Staats behandelt werden, denen ihr Brod und ihre Schläge täglich zugemessen sind“ [1]). Der gemeine Soldat war im allgemeinen nicht nur hart gehalten, sondern auch schlecht bezahlt und verpflegt. Es ging darum selten einer unter die Fahnen, dem noch irgendeine andere Möglichkeit offen stand, und wer Soldat wurde, hatte meistens nichts mehr zu verlieren. So war denn das Heer ein Abzugskanal für alle verdorbenen und hoffnungslosen Elemente; ja es wurde gewissermaßen offiziell als solcher anerkannt und von Behörden und Eltern als Zucht- und Versorgungsanstalt für ungeratene Jünglinge benutzt. Für ein schweres Vergehen konnte einer statt ins Zuchthaus ins Militär gesteckt werden [2]).

Fanden sich zu einem Heer nicht genügend solcher mehr oder weniger freiwilligen Rekruten zusammen, so wandten die Werber List oder Gewalt an. Ein beliebtes und häufig gebrauchtes Mittel bestand darin, daß man die Leute betrunken machte und sie im Rausch den Werbekontrakt unterzeichnen ließ [3]).

Die Zusammensetzung der Truppen aus minderwertigem Gesindel und gezwungen und widerwillig Dienenden, die zum Teil eine Folge der harten Behandlung war, machte ihrerseits eine strenge Disziplin nötig. Lenz sagt an einer andern Stelle der oben erwähnten Schrift: „Die Seele unserer Tacktick ist die Furcht.“ [4]) Tatsächlich konnte diese bunt zusammengewürfelte Menge, die kein höheres Gefühl, weder Ehrgefühl, noch Standesbewußtsein, noch Patriotismus mit ihrem Stande verband, nur durch die Furcht vor den harten Strafen, die auf das Desertieren gesetzt waren, zusammengehalten werden [5]). Daß es um die geistige und moralische Verfassung der Truppen traurig bestellt sein mußte, kann man sich nach dem eben Gesagten ohne weiteres denken.

Aus der Literatur jener Tage ertönen nicht selten Klagen über

---

[1]) Lenz, Soldatenehen, 20.

[2]) Vgl. Liebe, 74; Biedermann I, 187 ff.

[3]) Vgl. Biedermann I, 188; Lenz, Soldatenehen, 58, spricht von „Rekruten, die erstlich mehrentheils im Rausch angeworben und denen es den andern Tag wieder gereut“.

[4]) Lenz, Soldatenehen, 27.

Vgl. Biedermann I, 188 f.

die unter den Soldaten herrschende Verwilderung und Sittenroheit. Saufen, huren und spielen stellt noch 1791 eine Mahnschrift an den „rechtdenkenden Soldaten" [1]) als Hauptlaster des Standes hin. In einem Soldatenlied heißt es: „Wenn man mehr als eine / Zur Geliebten hat / Und nimmt gleichwohl keine / So machts der Soldat." Wüste Ausschweifungen waren oft das einzige, wodurch sich der Soldat für die Mühsale des Dienstes entschädigen konnte [2]). Man lasse ihm, meint Lenz, keine erlaubten Freuden übrig, und so sei er eben gezwungen, verbotene zu suchen [3]). Häufig wurde die Liederlichkeit von oben herab geduldet, weil man hoffte, die Leute dadurch um so eher bei der Fahne zu erhalten [4]).

Zu den erlaubten Freuden, für die der Soldat in unerlaubten Ersatz suchte, gehörte auch die Gründung eines eigenen Heims. Soldatenheiraten wurden ungern gesehen und deshalb auf alle Arten erschwert; ohne Konsens der Vorgesetzten durfte keine Ehe geschlossen werden. Ausgehend von der Ansicht, daß der Soldat um so tapferer kämpfe, je weniger er zu verlieren habe, wollte man ihn nicht durch Familienbande zu sehr ans Leben fesseln. Andrerseits fürchtete man nicht mit Unrecht die Schaffung eines Proletariats; bei der geringen Entlöhnung der Soldaten war der Soldatenfamilie die Misere sicher, auch wenn die Frau oder der Soldat selbst durch Arbeit oder Betteln zum Unterhalt beizutragen suchte. Wenn Heiratskonsense dennoch erteilt wurden, so geschah es meist, um Desertionen zu verhüten [5]).

Eine Stellung für sich nahmen die Offiziere ein. Sie rekrutierten sich zum großen Teil aus dem Adel und besaßen alle seine Vorteile; ja der Offiziersstand genoß sogar innerhalb des Adels ein besonderes Ansehen. Für ihn hatten während der Kriegsjahre die Fürsten das getan, was Lenz in seiner eben erwähnten Schrift für den ganzen Soldatenstand verlangt: sie hatten ihn zu einem geachteten Stande gemacht. Unter dem äußern Glanz verbargen sich aber schwere sittliche Schäden. Die Vorzugsstellung züchtete ein Selbstbewußtsein, das leicht zur beleidigenden Verachtung oder zur Mißhandlung des Bürgers führte [6]). Das Duellwesen stand in höchster Blüte. Die

---

[1]) Vgl. Anhang zu „Soldatengespräche zur Pflanzung der Gottseligkeit unter den Soldaten eingerichtet", 161 f.

[2]) Vgl. Biedermann I, 190; Das Soldatenlied bei Liebe, 152.

[3]) Vgl. Lenz, Soldatenehen, 20.

[4]) Vgl. Liebe, 78.

[5]) Vgl. Liebe, 110, 112; Lenz, Soldatenehen, 33.

[6]) Vgl. Biedermann I, 193 und 194 ff.

Offiziere waren denselben Ausschweifungen ergeben wie die gemeinen Soldaten, zum Teil aus denselben Ursachen: Auch ihnen wurde die Heirat erschwert und nur ungern gestattet; auch sie bedurften dazu des Konsenses von oben; auch sie suchten sich durch ein liederliches Leben schadlos zu halten [1]). — Unter diesen Übelständen litt sowohl der Soldat selbst als auch der Bürger der Garnisonstädte.

Hier muß noch eines speziell deutschen Mißstandes gedacht werden. Das Heer galt im 18. Jahrhundert durchaus als Privatangelegenheit des Fürsten [2]), ein Eigentum, mit dem er nach Belieben und Willkür schalten konnte. Es gab deutsche Fürsten, die aus diesem Eigentum buchstäblich Kapital zu schlagen suchten. Um ihren Finanzen aufzuhelfen, pflegten sie nämlich jene berüchtigten Subsidienverträge mit fremden Mächten einzugehen, nach denen sie sich gegen hohe Geldsummen zur Lieferung von Truppen verpflichteten. So verkauften unter andern die Herzöge von Braunschweig und von Hessen eine Anzahl Regimenter an England gegen die Amerikaner; Karl Eugen von Württemberg machte in seinem Tagebuch seiner moralischen Entrüstung über die hessischen Menschenverkäufe Luft, ließ aber selbst ein paar Jahre darauf Werbungen für den holländischen Kolonialdienst betreiben. Bei einer früheren Werbekampagne hatte Schillers Vater als Werbeoffizier fungiert [3]). Während sich das übrige Europa über solche Gepflogenheiten der deutschen Machthaber aufhielt, während englische Parlamentsmitglieder gegen das Vorgehen ihrer Regierung protestierten, die diese deutsche Unsitte zu ihrem Vorteil ausnutzte, und französische Schriftsteller sich zu Verteidigern der mißhandelten deutschen Untertanen aufwarfen, ging in Deutschland selbst der Menschenhandel ruhig weiter [4]).

b) Der Soldatenstand im Sturm- und Drang-Drama.

Die Geniedramatiker lassen, wie es die Gelegenheit mit sich bringt, das Licht ihrer Kritik blitzartig, bald auf den einen, bald auf den andern der genannten Mißstände fallen. Bei Lenz und dem jungen Schiller, die sich eingehender mit dem Problem des Soldatenstandes befaßt haben, war das Interesse am Thema durch persönliche Er-

---

[1]) Friedrich der Große sagt von den Offiziersheiraten: „Wenn Huzaren Weiber nehmen So seindt sie selten noch einen Schuß pulver wert." (Liebe, 143).

[2]) Vgl. für das Folgende: Liebe, 95 f.; Biedermann I, 200 ff.

[3]) Vgl. Minor, Schiller I, 23; II, 147 f.

[4]) U. a. protestiert Mirabeau gegen die Soldatenverkäufe. Vgl. Biedermann I, 204.

lebnisse geweckt worden. Von Lenzens Beziehungen zu den Soldaten der elsässischen Garnisonstädte ist schon vorhin die Rede gewesen. Schiller, der sich in der „Luise Millerin“ gegen den Menschenhandel wendet, war der Sohn eines Werbeoffiziers, hatte jedenfalls zu Hause und vielleicht auch auf der Karlsschule von den Subsidienverträgen gehört und war möglicherweise auch einmal beim Abschied verschickter Truppen zugegen gewesen [1]).

Mit der alten romantischen Auffassung des Soldatenstandes, in der sich das rührselige Soldatendrama gefallen hat, räumt das Sturm- und Drang-Drama gründlich auf. Eine letzte Spur findet sich noch in den „Räubern“ in der Erzählung Hermanns vom angeblichen Tode Karl Moors: „Euer Sohn hat sich gehalten wie ein wackerer Kriegsmann. Er tat Wunder vor den Augen der Armee. ... Eine Kugel zerschmetterte ihm die rechte Hand, Euer Sohn nahm die Fahne in die Linke und stand.... Ich traf ihn am Abend der Schlacht niedergesunken unter Kugelgepfeife, mit der Linken hielt er das stürzende Blut, die Rechte hatte er in die Erde gegraben. Bruder! rief er mir entgegen, es lief ein Gemurmel durch die Glieder: der General sei vor einer Stunde gefallen. — Er ist gefallen, sagt' ich, und du? Nun, wer ein braver Soldat ist, rief er und ließ die linke Hand los, der folge seinem General wie ich! Bald darauf hauchte er seine große Seele dem Helden zu“. Schiller schwebt hier jenes rührende Pietätsverhältnis vor, in dem das frühere Soldatenstück den Gemeinen stets zu seinem Vorgesetzten gezeigt hat. Im selben Drama gibt er jedoch in einigen Worten eine höchst realistische Schilderung der Freuden des Soldatenstandes. Unter die Soldaten zu gehen ist nämlich eine der letzten Möglichkeiten, welche die Libertinen erwägen und verwerfen, bevor sie Räuber werden. „.... wollt ihr zum Kalbsfell schwören“, sagt Spiegelberg zu den Genossen, „und dort unter der milzsüchtigen Laune eines gebieterischen Korporals das Fegefeuer zum voraus abverdienen? oder bei klingendem Spiel nach dem Takt der Trommel spazieren gehn? oder im Gallioten-Paradies das ganze Eisenmagazin Vulkans hinterherschleifen?“ [2])

Gewöhnlich erscheint im Geniedrama der Beruf des gemeinen Soldaten als letzter Ausweg, den unglückliche Existenzen in der Verzweiflung ergreifen. In Lenzens „Tugendhaftem Taugenichts“ geht ein Jüngling unter die Soldaten, weil man ihm zu Hause das Leben

---

[1]) Vgl. Minor, Schiller II, 149.

[2]) Die Räuber, Schiller W. III, 26, 50.

unmöglich macht[1]); im „Engländer" tut es einer, um einer verhaßten Heirat zu entgehen[2]); in einem „die Soldaten" betitelten dramatischen Fragment Maler Müllers nimmt ein Pastorssohn und Kandidat der Theologie die Muskete, weil sein Vater seine Liebschaft mit einer Magd nicht dulden will[3]). In allen diesen Fällen machen sich die Väter hinterher bittere Vorwürfe, daß sie ihre Söhne in diesen Abgrund gestoßen. Die Auffassung des Militärs als einer Besserungsanstalt findet sich in Großmanns „Nicht mehr als sechs Schüsseln"; ein Vater steckt seinen mißratenen Sohn für eine Weile unter die Rekruten, um ihm die Flausen zu vertreiben. Im selben Drama wird auch der Offiziersstand als ein Stand für Leute, die nichts Tüchtiges gelernt haben, hingestellt[4]).

α. Der Menschenhandel der deutschen Fürsten.

In einer außerordentlich wirkungsvollen Szene seiner „Kabale und Liebe" protestiert Schiller gegen den Schaden des Soldatenwesens, den er am besten aus eigner Erfahrung und Beobachtung kennt, den Menschenhandel der Fürsten. Um dieselbe Zeit schildert Schubart in seinem „Kaplied" den Abschied der in die holländischen Kolonien verkauften schwäbischen Soldaten[5]). Es läßt sich nichts Verschiedeneres denken, als die Darstellung dieses selben Vorganges durch die beiden schwäbischen Dichter. Der durch seine lange Kerkerhaft zahm gewordene Schubart nimmt sich ängstlich zusammen und bringt es fertig, mit keinem Worte an das Verwerfliche der Sache zu rühren. Der junge Hitzkopf Schiller dagegen schlägt unbedenklich drauf los und gießt seinen ganzen revolutionären Groll über die Häupter der Schuldigen aus. Für sein schauerliches Gemälde ist ihm keine Farbe zu grell und kein Schatten zu dunkel. „Die Herrlichkeit hättet Ihr doch nicht versäumen sollen", läßt er den alten Kammerdiener, der auch ein paar Söhne unter den verschickten Soldaten hat, zur Lady Milford sagen; „wie die Trommeln verkündigten, es ist Zeit, und heulende Waisen dort einen lebendigen Vater verfolgten, und hier eine wütende Mutter lief, ihr saugendes Kind

---

[1]) Vgl. Der tugendhafte Taugenichts. Lenz W. III, 348 ff.

[2]) Vgl. Der Engländer, Lenz W. III, 150.

[3]) Vgl. Die Soldaten, eine dramatisch comische Idylle. Seuffert, Maler Müller, 487 f.

[4]) Vgl. Nicht mehr als sechs Schüsseln. Großmann W. II, 94, 122 ff.

[5]) Vgl. Minor, Schiller II, 148 f.; Schubart, sämtliche Gedichte, Deutsche Nationallitteratur LXXXI, 430 ff.

an Bajonetten zu spießen, und wie man Bräutigam und Braut mit Säbelhieben auseinander riß und wir Graubärte verzweiflungsvoll da standen und den Burschen auch zuletzt die Krücken noch nachwarfen in die neue Welt — Oh, und mitunter das polternde Wirbelschlagen, damit der Allwissende uns nicht sollte beten hören.“ [1])

Der Fürst will seiner Mätresse einen kostbaren Diamantschmuck schenken, deshalb verkauft er 7000 Landeskinder nach Amerika. Schiller rügt als eine Hauptwurzel des Übels den ausschweifenden Lebenswandel des Fürsten, der ihn nötigt, sich auf jede Weise Geld zu verschaffen. Eine weitere Ursache sieht er im Recht des Fürsten auf Zwangsaushebung, das selbst wieder ein Teil seiner absoluten Fürstengewalt ist. Die Unglücklichen, die wie eine Ware nach Amerika verschickt werden, haben sich ja nicht freiwillig unter die Fahnen begeben, sondern sind gewaltsam ihrer Familie und ihrer bürgerlichen Stellung entrissen worden. An den wenigen, die sich gegen solche Gewalttat zur Wehr setzen wollen, statuiert der Fürst ein grausiges Exempel; „Es traten wohl so etliche vorlaute Bursch' vor die Front heraus und fragten den Obersten, wie teuer der Fürst das Joch Menschen verkaufe? — aber unser gnädigster Landesherr ließ alle Regimenter auf dem Paradeplatz aufmarschieren und die Maulaffen niederschießen.“ [2])

Die Soldatenepisode zeigt auch, wie wenig Schiller die Schwierigkeiten sozialen Reformierens unterschätzt. Von oben, vom Hofe, aus der Nähe des Fürsten ist keine Hilfe zu erhoffen. Das Verhalten der Lady Milford ist ein typisches Beispiel für die freventliche Sorglosigkeit, mit der die vornehme Gesellschaft über die sozialen Abgründe hinwegsieht. Die Lady gibt sich zwar alle Mühe, eine gute Landesmutter zu sein, hat aber dennoch von gewissen schreienden Mißständen keine Ahnung. Die Truppentransporte scheinen ihren Verdacht erregt zu haben, doch hat sie sich leicht beschwichtigen lassen, die Soldaten zögen alle freiwillig; während des herzzerreißenden Abschieds ist sie mit dem Fürsten auf der Bärenhatz gewesen. Deshalb will sie auch, als ihr der Kammerdiener die Augen öffnet, das Schreckliche erst gar nicht glauben: „Sie werden wiederkommen, sie werden ihr Vaterland wiedersehen.“

Auf den untern Ständen, die vor allem unter dem Mißbrauch fürstlicher Gewalt zu leiden haben, lastet der Druck viel zu schwer,

---

[1]) Kabale und Liebe, Schiller W. III, 326.

[2]) Kabale und Liebe, Schiller W. III, 326. — Schillers Vater war selber einmal Zeuge einer solchen Szene gewesen; vgl. Minor, Schiller II, 149.

als daß sie sich zu einer entscheidenden Tat aufzuraffen imstande wären. Sie können nur ohnmächtig die Faust gegen den Unterdrücker schütteln und ihn vor den göttlichen Richterstuhl fordern. Noch am Stadttor drehen sich die abmarschierenden Soldaten um und schreien: „Gott mit euch, Weib und Kinder — es leb' unser Landesvater — am jüngsten Gericht sind wir wieder da." Einen andern Rat, als die Angelegenheit einer höheren Macht anheimzustellen, scheint auch Schiller für den Augenblick nicht zu wissen.

β. Die Ehelosigkeit der Soldaten.

Nicht hilflos wie Schiller, sondern gewappnet mit Reformvorschlägen, steht Lenz einem andern Schaden des Soldatenwesens gegenüber, dessen Abschaffung ihm besonders am Herzen liegt: der Ehelosigkeit der Soldaten mit ihren übeln Folgen. „Es ist eine wahre Geschichte, aber maskiert," [1]) schreibt er im August 1775 über den in den „Soldaten" geschilderten Vorfall an Herder, der sein Vertrauter und Ratgeber bei den Arbeiten an diesem Drama war. Der ältere der beiden Barone von Kleist, also ein Zögling Lenzens, hatte sich mit einem Straßburger Bürgermädchen, Kleophea Fibich, verlobt, war dann aber von Straßburg abberufen worden und hatte die Braut in der Obhut seines Mentors und seines jüngeren Bruders zurückgelassen. Aber Kleophea wartete vergeblich auf seine Rückkehr. Allmählich stellte sich heraus, daß sie hintergangen war; der Ehekontrakt, den der Bräutigam auf Wunsch der Eltern Fiebich hatte anfertigen lassen (und der auch im Drama einmal erwähnt wird), war gefälscht oder doch gesetzlich ungültig. [2]) Die Familie Wesener im Drama ist nun freilich nicht eine genaue Kopie der Familie Fiebich; die letztere stand gesellschaftlich und geistig denn doch viel höher als die des Galanteriehändlers in der französischen Garnison.

Was Lenz zur Abfassung seiner „Soldaten" trieb, ist zunächst gar nicht das Bedürfnis nach sozialer Polemik; vielmehr drängte ihn die Verehrung, die er selbst für Cleophea hegte, sich in dieser Sache für sie zu verwenden und dem ungetreuen Liebhaber ins Gewissen zu reden. Dies zeigt deutlich ein Brief an Herder vom März 1776: „sub juramento mysterii. Ich will Dir alles sagen, Herder! Das

---

[1]) Vgl. Erich Schmidt, Wagner 1879, 87.

[2]) Vgl. Lenz W. III, 458ff.; Lenz W. V, 387ff.; Rosanow, Lenz, 298ff. — Kleophea Fibichs Ehekontrakt findet sich vollständig abgedruckt bei Froitzheim, Lenz, Goethe und Cleophe Fibich von Straßburg, Beiträge zur Landes- und Volkeskunde von Elsaß-Lothringen, I. Band, Heft IV, 37ff.

Mädchen, das die Hauptfigur meiner „Soldaten" ausmacht, lebt gegenwärtig in süßer Erwartung, ihren Bräutigam, das ein Offizier ist, getreu wiederkehren zu sehen. Ob der's thut oder sie betrügt, steht bei Gott. Betrügt er sie, so könnten die Soldaten nicht bald genug bekannt gemacht werden, um den Menschen zu zerscheitern oder zu seiner Pflicht vielleicht noch zurückzupeitschen. Betrügt er sie nicht, so könnte vielleicht das Stück ihr ganzes Glück und ihre Ehre verderben, obschon nichts als einige Farben des Details von ihr entlehnt sind und ich das Ganze zusammengelogen habe." Aus Rücksicht für die Dame, die man wegen ihrer Beziehungen zu Lenz sofort als Modell für Maria Wesener vermutet hätte, vielleicht noch mehr aus Furcht vor Unannehmlichkeiten, mag er sich auch nicht zu der Autorschaft an dem Stücke bekennen. Er will es zuerst als Werk eines Theobald Steenkerk aus Amsterdam herausgeben, vermag aber dann Klinger dazu, seinen Namen dafür herzugeben [1]).

Aber dem Dichter verändert sich seine Absicht unter den Händen. Die Idee des Stückes vertieft und verallgemeinert sich; das Schicksal der Kleophea wird ihm aus einem zufälligen Einzelfall zu einem typischen Beispiel für das Verhalten des Soldatenstandes zum Bürgertum; das Problem, für das er ein rein privates Interesse empfunden hat, wird ihm zum sozialen Problem. So kann er an seinen Freund Herder schreiben: „Ich freue mich himmlischer Freude, daß Du mein Stück gerade von der Seite empfindest, auf der ichs empfunden wünschte, von der politischen." In naiver Großsprecherei erklärt er: das Stück sei wahr und bleibe es, „mögen Jahrhunderte über meinen Schädel verachtungsvoll fortschreiten".

Die letzte Ursache nicht nur der einen traurigen Begebenheit, sondern der meisten Übel, die dem Bürger der Garnison vom Militär zugefügt werden, erblickt Lenz in der den Soldaten aufgezwungenen Ehelosigkeit. „O Soldatenstand, furchtbare Ehlosigkeit, was für Karikaturen machst du aus den Menschen." [2]) Dank dieser unmenschlichen Einrichtung bringt es der Soldat nie zu einem richtigen Heimatgefühl; sie treibt ihn in ein unstetes vagabundenhaftes Wesen hinein, in jenen lockern Lebenswandel, der ihn zum Schrecken der ehrbaren Bürgersfrauen und -töchter macht. Gegen die Ehelosigkeit der Soldaten richtet sich denn auch die Haupttendenz des Lenzschen Dramas.

---

[1]) Vgl. hierzu und zum folgenden Erich Schmidt, Wagner 1879, 87f.; Rieger, Klinger I, 222f.

[2]) Die Soldaten, Lenz W. III, 65.

Mit dieser kreuzt sich allerdings noch die allgemein ständische Tendenz; die Offiziere sind nicht nur Soldaten, sondern auch Adelige, Angehörige des bevorzugten Standes, die gegen den Bürger ihre soziale Überlegenheit geltend machen.

Dasselbe Motiv, die Verführung eines Bürgermädchens durch einen Offizier, behandelt auch ein anderes Sturm- und Drang-Drama, Wagners „Kindermörderinn". Wagner kannte aller Wahrscheinlichkeit nach die Geschichte der Cleophea Fiebich, und es ist wohl möglich, daß er ihr für sein Stück einige Züge entnommen hat. Bei Wagner liegt jedoch der Akzent auf der adeligen Herkunft Gröningsecks.[1]) Sein Soldatentum ist Nebensache, spielt allerdings insofern eine Rolle, als es die Heirat mit Evchen erschweren hilft. Da er niemals den Konsens zu einer Verbindung mit der Metzgerstochter zu erhalten Aussicht hat, muß er um seinen Abschied einkommen; bis alles im reinen ist, gehen einige Monate dahin, und das Schicksal gewinnt Zeit, zum entscheidenden Schlage auszuholen.

Karl Lessing hebt dann, wohl durch das inzwischen erschienene Lenzsche Drama angeregt, in seiner Bearbeitung der „Kindermörderin" diesen Zusammenhang noch deutlicher hervor. Auf des Mädchens flehentliche Bitte, doch sein Unrecht gegen sie durch sofortige Heirat zu sühnen, antwortet Gröningseck zweifelnd: „Ich stehe in Diensten, bin Lieutnant." Seiner Pflicht gegen Evchen, die ihm übrigens die heiligste ist, weil sich darauf die menschliche Gesellschaft gründet, stellt sich die Pflicht gegen den König entgegen, an dessen Dienst ihn der Fahneneid bindet. Diese letztere wird ihm von seinem Freunde Harroth (bei Wagner Hasenpoth) ans Herz gelegt, der hier weniger der gewissenlose Schurke als der starre Vertreter der Standesforderung ist. Gröningseck entscheidet sich aber doch zugunsten der Geliebten. Er hält es nicht für die einzige Pflicht des Soldaten, „sich auf des Königs Wink todt schießen zu lassen" ... „ich kenne noch mehrere, noch eine höhere, diese, daß wir zu keiner Zeit die Ruhe seiner Unterthanen stören, sie nicht hindern, so glücklich und vergnügt zu leben, als ihre Kräfte reichen"[2]).

Es folgen dann noch einige allgemeine Betrachtungen über das Soldatenwesen. „Wenn wir uns beyde recht betrachten," sagt Grönings-

---

[1]) Vgl. Erich Schmidt, Wagner 1879, 88 f. — Die Tochter der Mieterin, die Meister Humbrecht ihres Vergehens wegen aus dem Hause wirft, ist das Opfer eines „Serjeanten" geworden. Vgl. Die Kindermörderinn, Litteraturdenkmale XIII, 31.

[2]) Karl Lessings Bearbeitung der „Kindermörderinn", Litteraturdenkmale XIII, 104 ff.

eck, „so ist das Beste an uns Einbildung, Stolz; rauh gegen alle, die nicht von unserm Stande sind; in Friedenszeiten allerliebst schöne lange Puppen, die sich zu tausend auf Eines Wink wie eine Marionette bewegen! Der Umstand, daß die jetzige Staatsverfassung uns unentbehrlich macht; jeder Staat unsre Zahl von Tag zu Tag vermehrt, macht uns freylich über alle andre Stände schätzbar. Aber wenn das Ding so fort geht, so sind in zwanzig, dreyßig Jahren die europäischen Reiche stehende Armeen, und die Regenten haben endlich weder Ackersleute noch Fabrikanten, noch anderes bürgerliches Grob, ohne das doch die ganze Herzhaftigkeit einer Armee und der ganze Scharfsinn einer Generalität, nur ein meisterhaftes Gepräge ohne Gold und Silber ist."

Doch kehren wir wieder zu Lenz zurück. Die Veränderungen, die er an dem seinem Drama zugrunde liegenden Straßburger Erlebnis vornimmt, betreffen vor allem die Figur der Heldin. Mit ihrem Urbild hat sie die alle Herzen gewinnende Anmut und Liebenswürdigkeit gemein, die sie zum Liebling des Vaters macht, ihr die Liebe des getäuschten bürgerlichen Bräutigams bis zuletzt erhält und ihr, nachdem ihr Ruf schon schwer gelitten hat, noch die Zuneigung der edeln Gräfin La Roche erwirbt [1]). Lenz rückt sie aber auf ein moralisch viel tieferes Niveau herab. Marie Wesener meint es zwar nicht schlimm, ist aber leichtsinnig, kokett, oberflächlich und charakterlos. Darum schlägt auch der Versuch der Gräfin, sie zu heben, fehl; darum kann sie sich von ihrem Fehltritt nicht mehr erholen und muß von Stufe zu Stufe sinken, bis sie schließlich auf der Straße landet.

Das Schicksal Mariens, dieses bürgerliche Motiv, hat nun Lenz in ein richtiges Soldatendrama hineingestellt, mit einer ganzen Reihe von scharf beobachteten und lebendig geschilderten Soldatentypen. Gemäß seiner Überzeugung, daß der Soldatenstand die Menschen zu Karikaturen mache, stattet Lenz jeden seiner Offiziere mit irgendeinem moralischen Mangel aus. Desportes, Mariens Geliebter, hat vom Offizier des früheren Soldatendramas nur noch das elegante Auftreten und die gewandten Manieren. Im übrigen ist er ein Mensch von gemeiner Gesinnung und liederlichen Sitten. Nachdem er Marie ihrem Bräutigam abspenstig gemacht und deren Vater für seine Schulden hat gutsagen lassen, macht er sich aus dem Staube, teils

---

[1]) Vgl. Die Soldaten, Lenz W. III, 73 ff. Zum folgenden 39 ff., 47 ff., 65 ff., 85 f., 88 f., 92 f.

um den Schuldnern, teils um Mariens Ansprüchen zu entrinnen. Daß Marie ihm nachgereist kommt, ist ihm eine große Verlegenheit; er wäre sie gern auf gute Manier los, gibt deshalb einem Jäger einen Wink, er möchte statt seiner bei ihr die Rolle des Liebhabers spielen. Es plagen ihn auch keine Gewissensbisse. „Kann ich dafür, daß sie so eine wird. Sie hat's ja nicht besser haben wollen.“ Sie ist „eine Hure vom Anfang an“ gewesen.

Nicht viel besser ist sein Genosse Haudy, welcher dem Feldprediger kaltblütig ins Gesicht sagt, es sei noch nie eine ehrbare Bürgersfamilie durch einen Soldaten ins Unglück gekommen, d. h. wenn es geschehen sei, so falle die Schuld nicht auf den Soldaten: „Eine Hure wird immer eine Hure, gerate sie unter welche Hände sie will. Wird's keine Soldatenhure, so wird's eine Pfaffenhure.“ Einen dritten Offizier (Pirzel) hat sein einsamer Stand zum langweiligen Räsonierer und Pedanten gemacht; in einem vierten (Ramler), einem Prahlhans, der sich gescheit dünkt und dafür von den andern verspottet und geprellt wird, lebt der alte Miles gloriosus noch einmal auf. Auch der beste unter ihnen, der gutmütige Mary, hat zum mindesten leichtfertige Grundsätze.

Selbst der Oberst, der moralisch viel höher steht als seine sämtlichen Offiziere, zeigt sich noch in den Vorurteilen seines Standes durchaus befangen. Die lockern Sitten seiner Untergebenen kann er mit dem besten Willen nicht tragisch nehmen: „Welche Familie ist je durch einen Offizier unglücklich geworden? Daß ein Mädchen einmal ein Kind kriegt, das es nicht besser haben will.“ Mariens Schicksal — er ist Zeuge ihres Wiedersehens mit dem Vater, der die Tochter als Straßendirne wiederfindet — belehrt ihn dann eines bessern.

Im Feldprediger Eisenhard, der den Offizieren so unerschrocken ihre Liederlichkeit vorhält, schildert Lenz in gewissem Sinne sich selber. Eisenhard steht zu den Soldaten in einem ähnlichen Verhältnis, wie Lenz zu den Offizieren der Straßburger Garnison: er gehört nicht ganz zu ihnen, wird aber beständig mit ihnen zusammengeworfen. In ähnlicher Weise, wie er es an einer Stelle des Dramas tut, mag Lenz mit seinen Bekannten aus dem Soldatenstande dessen Schäden diskutiert haben. Nur die Strammheit und Sicherheit des Auftretens, wodurch der Feldprediger den Offizieren imponiert, hat er nicht von Lenz.

Durch ihren Realismus, der vor keinem widerlichen Detail zurückschreckt, haben sich die „Soldaten“, wie schon der „Hofmeister“, das

Mißfallen der Kritik zugezogen[1]). Es ist Lenz von Kritikern, die sonst nichts weniger als engherzig sind, der Vorwurf der Schamlosigkeit, der Freude am Häßlichen und Zweideutigen gemacht worden, der übrigens je und je gegen Schriftsteller, die rücksichtslos Mißstände irgendwelcher Art aufgedeckt haben, erhoben worden ist. Damit tut man ihm gewiß Unrecht; es ist ihm Ernst mit seinem sozialen Reformatorentum. Die „Soldaten" sind sicherlich keine erbauliche Lektüre, und man kann den Dichter des Mangels an Maß und Takt beschuldigen. Aber rücksichtslose Offenheit war für Lenz eben der Weg, auf dem man einem sozialen Schaden zu Leibe gehen konnte. Der von Diderot gewiesene, durch Hervorheben des „honnête" eines Standes das Publikum zum Guten zu begeistern, war für die Stürmer und Dränger ungangbar.

Die Ausstellungen der Kritik richten sich vor allem auch gegen den Schluß des Dramas, wo Lenz dessen Tendenz noch einmal zusammenfaßt und Vorschläge zur Abhilfe bringt. Im Gegensatz zu den meisten andern Geniedramatikern bleibt Lenz gewöhnlich nicht beim Protestieren stehen, sondern versucht etwas Positives, ein Heilmittel zu geben. Dieser Schluß enthält nun allerdings einige starke Ungeheuerlichkeiten, über die der Leser füglich den Kopf schütteln mag. Im Grunde darf man nicht viel anderes erwarten, wenn ein Sonderling wie Lenz, der selber mit dem Leben nicht zurechtkommt, sich als Reformator betätigen zu müssen glaubt. Der Dichter läßt den Obristen und die Gräfin La Roche auftreten, und im Anschluß an Marie Weseners Geschichte, von deren traurigem letzten Akt sie Zeugen gewesen sind, die im Soldatenstande herrschenden Mißstände besprechen. Für beide liegt Hauptgrund des Übels in der Ehelosigkeit der Soldaten. Sie überlegen gemeinsam, wie da Wandel zu schaffen sei und hoffen, ihre Reformidee bei Hofe durchtreiben zu können.

Es stünde nun zu erwarten, Lenz werde dem Übel durch Erleichterung der Soldatenheiraten abzuhelfen suchen und etwa für ein allgemeines Eherecht der Soldaten eintreten, oder auch für eine Entlöhnung des gemeinen Soldaten, die ihm eine anständige Versorgung seiner Familie ermöglichte. Aber daran denkt er nicht von ferne. Verheiratete Soldaten sind ihm ein Unding. Er schreibt in jener

---

[1]) Erich Schmidt (Lenz und Klinger, 34) meint, es werde sich jeder „von diesem rohen Realismus und Cynismus mit Ekel abwenden". Hettner III, 3, I, 210: „Mit empörender Schamlosigkeit werden alle niederträchtigsten Wüstheiten des Garnisonlebens geschildert und zuletzt wird daraus folgende saubere Moral gezogen: (folgt der Vorschlag Lenzens zur Abhilfe)".

Zeit einmal an Herder: „Ordentliche Soldatenehen wollen mir nicht in den Kopf ... Hektor in Homer hat immer Recht gehabt, wären der Griechen Weiber mit ihnen gewesen, sie hätten Troja nimmer erobert".[1]) Ähnlich spricht sich der Oberst in jener Schlußszene aus: „Wie ist dem abzuhelfen?" sagt er zur Gräfin La Roche. „Wissen Sie denn nicht, gnädige Frau, daß schon Homer gesagt hat, ein guter Ehmann sei immer auch ein schlechter Soldat." Lenzens Vorschläge klingen nun freilich für unsere Ohren höchst absonderlich: „Ich habe allezeit eine besondere Idee gehabt, wenn ich die Geschichte der Andromeda 'gelesen," meint die Gräfin La Roche. „Ich sehe die Soldaten an wie das Ungeheuer, dem schon von Zeit zu Zeit ein unglückliches Frauenzimmer freiwillig aufgeopfert werden muß, damit die übrigen Gattinnen und Töchter verschont bleiben." Der Oberst greift diese Anregung lebhaft auf: „Ihre Idee ist lange die meinige gewesen, nur habe ich sie nicht so schön gedacht. Der König müßte dergleichen Personen besolden, die sich auf die Art dem äußersten Bedürfnis seiner Diener aufopferten, denn kurz um, den Trieb haben doch alle Menschen, dieses wären keine Weiber, die die Herzen der Soldaten feig machen könnten, es wären Konkubinen, die allenthalben in den Krieg mitzögen und allenfalls wie jene Medischen Weiber unter dem Cyrus die Soldaten zur Tapferkeit aufmuntern würden." Gräfin: „O, daß sich einer fände, diese Gedanken bei Hofe durchzutreiben! Dem ganzen Staat würde geholfen sein." Obrister: „Und Millionen Unglückliche weniger. Die durch unsere Unordnungen zerrüttete Gesellschaft würde wieder aufblühen und Fried' und Wohlfahrt aller und Ruhe und Freude sich untereinander küssen."[2])

Dieser Schluß muß schon Herder, der um das Drama wußte, peinlich berührt haben[3]). Lenz ändert ihn im Drucke auf seinen Rat etwas ab. Vor allem vermeidet er die große Geschmacklosigkeit, das Andromeda-Beispiel und seine Anwendung auf die Zeitübel der Gräfin in den Mund zu legen; der Vorschlag geht in der zweiten Fassung vom Obersten aus. Lenz ist redlich bestrebt, seine Härten etwas zu mildern, d. h. die geopferten Frauen einigermaßen zu entschädigen. Der Oberst fährt dann fort: „Wenn der König eine Pflanzschule von Soldatenweibern anlegte; die müßten sich aber

---

[1]) Erich Schmidt, Wagner 1875, 88.

[2]) Die Soldaten, Lenz W. III, 93.

[3]) Nach Rosanow (Lenz, 494, Anm. 37 zu Kap. XI) brachte Lenz auf Herders Rat die Änderungen an; nach Erich Schmidt (Wagner 1875, 88) hat Herder die zweite Fassung nach Angaben von seiten Lenzens redigiert.

freilich denn schon dazu verstehen, den hohen Begriffen, die sich ein junges Frauenzimmer von ewigen Verbindungen macht, zu entsagen. ... Amazonen müßten es sein. Eine edle Empfindung, däucht mich, hält hier der andern die Wage. Die Delikatesse der weiblichen Ehre dem Gedanken, eine Märtyrerin für den Staat zu sein. ... Freilich müßte der König das Beste tun, diesen Stand glänzend und rühmlich zu machen. Dafür ersparte er die Werbegelder, und die Kinder gehörten ihm".[1]) Weder in der einen noch in der andern Fassung versucht Lenz, die eigentlichen Quellen des Übels zu verstopfen; dies zu tun erscheint ihm ganz nutzlos. Er will nur dessen Wirkungen eindämmen oder sie wenigstens auf ein unschädliches Gebiet ablenken.

Aber auch die zweite Lösung befriedigte Lenz nicht auf die Dauer; er mühte sich weiter mit dem Problem und gelangte schließlich zu ganz andern Resultaten. Diese hat er in einer erst neuerdings gedruckten, unvollendet gebliebenen Schrift[2]) niedergelegt, die hier ausführlicher besprochen werden soll, weil sie sich unmittelbar an die „Soldaten" anschließt und einfach die Tendenz des Dramas weiterspinnt. Lenz beabsichtigte, die Schrift dem Herzog Karl August zu widmen, der ihm der richtige Mann zur Durchführung seiner Reformen zu sein schien; er nahm sie deshalb bei seinem Besuch am Weimarer Hofe im Jahre 1776 mit.[3]) Zugleich beweisen einige Entwürfe zu einer französischen Fassung[4]), daß er auch die Möglichkeit erwogen hatte, seine Pläne der französischen Regierung zu unterbreiten. Mit ein paar Änderungen ließ sich die Abhandlung auf die Verhältnisse des einen oder andern Landes anwenden.

Lenz benutzt — und zitiert gelegentlich — eine französische Quelle, den „Essay de la tactique" von Guibert.[5]) Daß er sich an eine fachmännische Schrift hält, kommt seinem Werke entschieden zugute. Außerdem verwertet er natürlich seine eigenen Beobachtungen. Hier und da verblüfft er geradezu durch seine scharfsinnigen Bemerkungen, so wenn er dem damals so gefeierten preußischen Heere, gerade dreißig Jahre vor der Schlacht bei Jena, den Zusammenbruch voraussagt, weil die Haupttriebfeder, die Verehrung für den genialen

[1]) Lenz W. III, 463.

[2]) Lenz, Über die Soldatenehen, herausgegeben 1914 von Karl Freye.

[3]) Vgl. Einleitung zu den „Soldatenehen".

[4]) Soldatenehen, 102 f.

[5]) Erich Schmidt meint: „War Lenz durch Mösers kleinen Aufsatz „Von den Militärehen der Engländer", Patriot. Phantasien IV, 123 ff., angeregt?" (Wagner 1879, 135, Anm. 60).

König, eben mit dessen Tod aufhören werde zu wirken. Auf alle Fälle bezeichnet der Standpunkt, den diese Schrift einnimmt, einen Fortschritt gegen den des Dramas. Lenz ist zur Erkenntnis gekommen, daß man ein Übel mit der Wurzel ausrotten, nicht bloß seine Auswüchse beschneiden müsse. Er geht diesmal viel radikaler vor. Der Soldatenstand soll nicht mehr bloß unschädlich gemacht, sondern von Grund aus reformiert werden. Das geeignete Mittel hierzu scheinen ihm die Soldatenehen zu sein.

Zuerst wendet sich Lenz gegen das Vorurteil, daß ein guter Ehemann ein schlechter Soldat sein müsse. Er beginnt seine Abhandlung mit einer Schilderung der wenig erfreulichen Lage des Soldatenstandes, wie sie die politische Entwicklung im Laufe der Jahrhunderte geschaffen hatte. Und zwar richtet er diesmal sein Augenmerk ebensosehr auf das Los des gemeinen Soldaten wie auf das des Offiziers. In früheren Zeiten waren Bürger und Soldaten ein und dasselbe. Erst die Einführung stehender Heere setzte eine Kluft zwischen beide. Die stehenden Truppen, ursprünglich „das Meisterstück einer klugen Regierungskunst", gerieten, noch „ehe sie zu Vollkommenheit gediehen" waren, „in jugendliche Hände eines Phaetons", „der Erd und Himmel damit in Brand steckte." „.... man vergaß, daß der Soldat Verteidiger des Vaterlandes war, er war das Instrument der Einfälle des Fürsten und der Leidenschaften ihrer Minister, deren Sklaven sie waren." Als Sklaven werden sie immer noch gehalten und behandelt, wie Lenz an vielen Beispielen beweist.

Diesem Elend abzuhelfen, gebietet ebensosehr der Vorteil als die Pflicht eines Herrschers. Lenz ist durch die ganze Schrift hindurch bestrebt, die Vorteile, die dem Fürsten aus der Verwirklichung seines Projekts erwachsen, hervorzuheben und appelliert viel öfter an dessen Eigennutz als an sein Humanitätsgefühl. So sucht er ihm auch hier begreiflich zu machen, was für minderwertige Soldaten diese armen, geplagten und als bloßes Werkzeug behandelten Geschöpfe notwendig sein müssen. Woher soll dem Soldaten, der von seinem Beruf nur Mühsale hat und keinen anderen Gewinn als einen Sold von drei Groschen des Tags und eine halb menschenfeindliche Kriegszucht, im Augenblick der Gefahr die Standhaftigkeit kommen? Wie soll er sich tapfer verteidigen, wenn er nichts zu verteidigen hat, ja nicht einmal weiß, was er verteidigt? Man gebe doch seinem Leben Wert und Inhalt; man vermittle ihm die Teilnahme an einem Gute und zwar an einem, das er durch Tapferkeit sich erhalten könnte, durch feige Furcht verlieren würde. Lenz kennt ein Gut, das jedem

Soldaten zugänglich ist, nämlich die Familie. Damit ist er glücklich bei dem Punkt, auf den er hingezielt hat, angelangt. „Ihr Monarchen!“ wendet er sich an die Fürsten, „ach, seyd ihr so fremd der menschlichen Natur geworden, es nicht in seiner ganzen Stärke zu fühlen, was für ein neues Leben, was für wunderthätige Kräfte in eure Soldaten strömen müssen, wenn sie für Weiber und Kinder fechten?“ Wie ein schöner Traum steigt vor des Dichters innerem Auge der glückselige neue Zustand auf, wo der Soldat wieder zugleich Bürger ist, wo er einen Teil des Jahres bei seiner Familie weilen und sich dort von den Strapazen des Feldzuges erholen darf. Inmitten der Schlacht wird ihm die Erinnerung an Weib und Kind gegenwärtig sein und ihn kämpfen lassen „als ein Löwe“, damit die Seinen nicht dem „blutdürstigen Feinde“ anheimfallen. Der Soldat, bis jetzt verachtet und gehaßt, wird dann „den edelsten Theil dieser Bürger ausmachen“, und „von der allgemeinen Hochachtung seiner Landsleute entflammt, Wunder der Tapferkeit verrichten“.

Daß die verheirateten Soldaten gegenwärtig im Dienste die schlechtesten sind, ist nur die Folge der herrschenden Sitten, „.... Wo das Weib dem Kerl überall nachschlendert und ihn, der ohnehin Sorgen genug hat, mit den Haussorgen vollends zum Narren macht“ — statt daß sie bei ihren Eltern wohnen bleibt und von ihnen erhalten wird. Solche Ehen meint natürlich der Dichter nicht; es sind schändliche Ehen, „die nichts als die Mißgeburt des äussersten Elends sind“. Die wahren Ehen werden die entgegengesetzte Wirkung haben. „Der Gedanke an ihre Weiber wird sie nicht zurückziehen, wenn sie wissen, daß es darauf ankommt, sie zu beschützen, sie zu verdienen, daß auf die Flucht ewige Schande und Verlust aller Vorteile in ihrem Vaterlande gesetzt ist, Verlust des Lebens selber, dessen Wert sie erst schätzen gelernt.“

Dann kommt Lenz auf das Thema seiner „Soldaten“ zu sprechen, nämlich die schädlichen Folgen der Ehelosigkeit für den moralischen Zustand des Soldatenstandes und durch ihn auch des Bürgertums. Mit seinen Soldatenehen will er nicht nur dem Fürsten tüchtige Truppen verschaffen, sondern vornehmlich die Sitten der Soldaten, ja des ganzen Staates, heben. „Noch habe ich nichts von den Bürgern gesagt. Die üblen Folgen der Ehelosigkeit gehen da ins unendliche, und nur ein Menschenfeind könnte die mit kaltem Blut herzählen. Weit furchtbarer als unsere Feinde greifen unsere Beschützer, die wir bezahlen müssen, unsere Glückseligkeit an ihren Wurzeln an und zerstören sie durch und durch für uns und für unsere Nachkommen

auf ewig.“ Denn abgesehen davon, daß der Soldat durch sein liederliches Leben sich selbst zugrunde richtet und so den König um seine Leute bringt: was für Verheerungen richtet er nicht im Bürgerstande an! „Wieviel zerrissene Ehen, wieviel sitzengebliebene Jungfrauen, wieviel der Population so gefährliche Buhlerinnen, wieviel andere schröckliche Geschichten, Kindesmorde, Diebstäle, Giftmischereyen, die dem Nachrichter so viel zu schaffen geben.“ Dabei verweist Lenz den Leser auf ein „Gemälde“ eines gewissen Holländers Steenkerk, das ihn besser als alle Beispiele von der Notwendigkeit einer Reform überzeugen werde; er meint natürlich nichts anderes als seine „Soldaten“.

Zum Schlusse gibt Lenz eine ausführliche Darlegung seines Reformprojekts, d. h. er greift das schon am Anfang der Schrift angedeutete noch einmal auf, geht aber nun mehr ins einzelne. Wenn einerseits der Soldat, um ein menschenwürdiges Dasein zu führen, der Familie bedarf, wenn andererseits das Mitschleppen der Soldatenweiber in die Garnisonen üble Folgen hat, so bleibt nichts anderes übrig, als die Soldatenfamilie in der Heimat der Frau anzusiedeln und den Familienvater jedes Jahr für einige Zeit dorthin zu beurlauben. Lenz weist auf Frankreich hin, wo etwas Derartiges, allerdings in ungenügendem Maße, bereits ins Werk gesetzt sei. Über die Dauer des Urlaubs ist er sich noch nicht ganz im klaren; er spricht zuerst von sechs Monaten, dann will er die Offiziere auf drei, die Gemeinen jährlich auf zwei Monate entlassen (oder zweimal zwei und zweimal drei Monate?). In der dienstfreien Zeit erhält der Soldat nur einen Teil seines Soldes; seine Schwiegereltern haben ihn samt Frau und Kindern zu erhalten und werden dafür von allen Abgaben befreit. Er seinerseits ist dann wieder verpflichtet, den Eltern seiner Frau bei allerhand Geschäften an die Hand zu gehen. Seine Söhne sind für das Soldatenhandwerk bestimmt und müssen von früher Kindheit an von ihrem Vater daraufhin eingeübt werden.

Außer der moralischen Hebung aller Stände bietet das neue System noch eine Reihe materieller Vorteile, auf die Lenz ein besonderes Gewicht legt, offenbar, weil er hofft, dadurch die Fürsten für seine Pläne zu gewinnen. Vor allem bedeutet es ein glänzendes Geldgeschäft: Der Fürst erspart nicht nur einen Teil des Soldes, sondern auch die teuern Werbegelder, da ihm ja in den Soldatenkindern Rekruten in genügender Zahl zur Verfügung stehen.

Hat Lenz in seinem Drama die Unsittlichkeit der Soldaten als ein notwendiges Übel hingestellt, das man, so wie die menschliche

Natur nun einmal beschaffen sei, nicht ändern könne, so erklärt er in seiner Schrift über die Soldatenehen strenge Enthaltsamkeit während des Dienstes als eine dringende und durchaus ausführbare Forderung. „Der Soldat muß unter den Waffen des Weibes entbehren können, oder er ist keiner.“ Die Soldatenweiber, seien sie nun rechtmäßige Gattinnen der Soldaten oder nicht, verbannt Lenz gänzlich aus dem Lager und der Garnison. Nach einigen Ausblicken in das goldene Zeitalter, das sich durch die Verwirklichung dieser Pläne auf die Erde herabsenken werde, — ein Zeitalter, wo keine Kluft mehr den Bürger vom Soldaten trennt, wo selbst der Krieg von seinen Schrecken verliert, weil der Soldat im Gedanken an seine eigene Familie auch gegen Frauen und Kinder in Feindesland schonend verfahren wird, — bricht die Schrift ziemlich plötzlich und noch unvollendet ab.

Welchen Erfolg hätte das Werk wohl gehabt, wenn Lenz dazu gekommen wäre, es dem Herzog Karl August einzureichen? Lenz kann darin den Sonderling nicht ganz verleugnen, und gewiß wäre die eine oder andere Einzelheit schon den Zeitgenossen merkwürdig vorgekommen. Immerhin bedeutete das Projekt einen Fortschritt gegenüber den herrschenden traurigen Zuständen. In Frankreich fand sich, wie aus der Schrift hervorgeht, einiges davon verwirklicht, und so hätte es wohl auch in Deutschland teilweise durchgeführt werden können. Von unserm modernen Standpunkt aus betrachtet, erscheint allerdings das Ganze als veraltet und längst überholt. Für Lenz bleibt eben der Soldatenstand, bei allen schönen Phrasen über die Einheit von Soldat und Bürger, immer noch ein Fremdkörper im Staate, eine abgeschlossene Kaste, die dazu noch erblich ist[1]). Das System der allgemeinen Wehrpflicht, das erst die Schranken zwischen beiden Ständen gerissen hat, liegt seinem Denken noch gänzlich fern. Noch weniger fällt es ihm ein, wie das gelegentlich von Schriftstellern des 18. Jahrhunderts[2]) geschehen ist, die Berechtigung des Krieges überhaupt in Zweifel zu ziehen; er betrachtet ihn, wie etwa der Alpenbewohner die alljährlich sein Tal verheerende Lawine, als eine bittere, aber unabänderliche Notwendigkeit. Das Los der Soldatenkinder, die, ob sie wollen oder nicht, den trotz aller Reformen immer noch mühseligen Beruf des Vaters ergreifen müssen, wird uns heutzutage nicht sehr beneidenswert vorkommen; Lenzens Zeitgenossen, bei denen die Überzeugung

---

[1]) Vgl. Lenz, Soldatenehen, Einleitung.

[2]) Über den ewigen Frieden schreiben u. a. Kant und der französische sozialpolitische Theoretiker Abbé de St. Pierre.

vom Rechte der Kinder auf freie Berufswahl sich eben erst Bahn zu brechen begann, mögen hierin anders empfunden haben.

Endlich werden wir kaum den Optimismus des Dichters teilen, kraft dessen er von der Kernforderung seines Projekts, den paar Monaten Heimurlaub, mit Sicherheit die moralische Hebung des Soldatenstandes erwartet. Er traut doch wohl seinen Soldaten viel Gutes zu, wenn er zuversichtlich glaubt, der Gedanke an die Familie werde sie während einer alljährlichen neunmonatigen Trennung in aller Versuchung bewahren. Seine Reform bleibt immer noch viel zu sehr auf der Oberfläche. Eine viel gründlichere Umwandlung des Soldatenwesens wäre nötig gewesen, um gesunde und solide Verhältnisse zu schaffen.

Bei allem, was sich dagegen sagen läßt, ist dieser Lenzsche Versuch doch ungemein interessant durch die ganze Art, wie der Dichter an sein soziales Problem herantritt und es zu bewältigen sucht. Das Heilmittel, das er angibt, soll von außen nach innen wirken. Er ist zur Überzeugung gelangt, daß alles Predigen und Strafen nichts nütze, solange im Heer die alten unwürdigen Zustände weiterherrschten; deshalb will er einmal von außen beginnen, den Stand aus dem Sumpf seiner verderbten Verhältnisse herausreißen, ihn in ein gesundes Erdreich verpflanzen. Damit macht er die praktische Anwendung einer Erkenntnis, die wir an anderer Stelle (in der Einleitung) als für die Sturm- und Drang-Periode neu und charakteristisch bezeichnet haben: von der Bedingtheit des Menschen durch sein soziales Milieu. Vielleicht ist die Einsicht in diesen Zusammenhang bei keinem der Sturm- und Drang-Dramatiker in so hohem Maße vorhanden wie bei Lenz. Es sei hier an sein erstes Drama, den „Hofmeister", erinnert, in dem er auch durch ein äußerliches Mittel — die Abschaffung der Privaterziehung — das ganze Verhältnis zwischen Adel und Bürgertum zu bessern sucht. Lenz hat übrigens, ebenso wie die andern Stürmer und Dränger, auch häufig den entgegengesetzten, von innen nach außen führenden Weg eingeschlagen, so wenn er (im „Hofmeister" und andern Dramen) durch die moralische Hebung des Bürgertums seiner sozialen Stellung aufzuhelfen hofft. Die Frage, welcher der beiden Wege der richtigere und sicherere sei, führt auf einen heutzutage viel umstrittenen Kampfplatz. Es wird doch wohl so sein, daß beide Methoden einander ergänzen müssen. Denn so gewiß ein wahrhafter und bleibender sozialer Fortschritt nur von innen heraus durch eine Erneuerung des Geistes möglich ist, so gewiß kann oft die innere Umkehr erst erfolgen, wenn äußere Schranken gefallen sind.

Bei Lenz kann man im Laufe seiner literarischen Tätigkeit eine Verschiebung zugunsten der zweiten Methode feststellen. Durch die Bedeutung, die er den Dingen der äußern Welt für das innere Leben des Menschen beilegt, mutet er beinahe modern an; man ist versucht, ihn in die Nähe der großen theoretischen Begründer des Sozialismus aus der Mitte des 19. Jahrhunderts zu rücken, die bekanntlich den Gedanken vom Einfluß des Äußern auf den Geist wieder aufgenommen, ihn aber in einseitig materialistischem Sinne ausgestaltet haben. Lenz verdient diesen Vorwurf nicht. So wenig er den Menschen restlos aus den Verhältnissen erklären zu können meint, so wenig erhofft er von der alleinigen Besserung der äußeren Zustände das goldene Zeitalter der Glückseligkeit. Auch für ihn kommt die Erlösung durch den Geist. Eine bessere Moralität des Soldatenstandes soll traurige Vorkommnisse, wie er sie in den „Soldaten" dargestellt hat, unmöglich machen. Doch möchte er das Seinige tun, damit der Geist sich schrankenlos auswirken könne, möchte die Bande lösen helfen, womit die äußere Welt den Geist gefesselt hält.

III. Ungleiche Heirat und Konvenienzehe.

Die Frage nach der Berechtigung der Mesalliance ist so eng mit der Frage nach dem Verhältnis der Stände zueinander verknüpft, daß sie sich eigentlich nur gewaltsam abtrennen und in ein eigenes Kapitel verweisen läßt. Sie bedeutet, wie das Hofmeisterproblem, für die Stürmer und Dränger vor allem einen besonders beweiskräftigen Spezialfall des großen Ständeproblems; nur daß man an ihr in noch viel umfassenderer und klarerer Weise die mißliche Lage, in der sich die Stände zueinander befanden, aufzeigen konnte.

Nirgends offenbarte sich der Gegensatz zwischen Adel und Bürgertum so deutlich, wie bei der — vollzogenen oder bloß erstrebten — Mesalliance. Sie brachte die beiden Stände nicht bloß in engen Kontakt, sondern auch in Kollision. Sie versuchte wohl, die Kluft zwischen beiden zu überbrücken, reizte aber, indem sie den Interessen des herrschenden Standes zu nahe trat, diesen, auf seine sozialen Vorrechte zu pochen und seine Überlegenheit gegenüber dem unterdrückten geltend zu machen.

Damit war aber für die Geniedramatiker das Problem noch nicht erschöpft. Es hatte nicht bloß diese eine soziale Seite, sondern bildete gewissermaßen einen Brennpunkt, in dem sich alle möglichen Sturm- und Drangtendenzen sammelten. Der Mesalliance stellten sich nicht

nur die Standesvorurteile entgegen, sondern ebensosehr die nüchterne, profitliche Art, wie die damalige Zeit die Ehe auffaßte. Im 18. Jahrhundert blühte die Konvenienzheirat[1], deren Hauptziel die passende Versorgung war, bei der verstandesmäßige Erwägungen der Eltern und nicht die Gefühle der beiden Hauptbeteiligten den Ausschlag gaben, und die darum mehr ein gutes Geschäft zwischen zwei Familien als einen Bund zweier Herzen darstellte. Zu dieser rationalistischen Gesinnung aber, welche die Konvenienzheirat hervorgebracht hatte, und zu der Kultur, aus welcher jener Rationalismus herausgewachsen war, stand der Sturm und Drang in schroffstem Gegensatz. Die Geniedramatiker nahmen deshalb gern das Thema der Mesalliance wahr, um auch gegen die Konvenienzheirat zu protestieren und im Zusammenhang damit einige allgemeine Sturm- und Drangideen zu verkünden; um im Sinne Rousseaus die Rechte des Herzens gegenüber der Konvention zu proklamieren und die Leidenschaft gegen die Vernunft, die freiwirkende Natur gegen den Zwang der Sitte auszuspielen.

1. Die ungleiche Heirat.

a) Literarische Voraussetzungen.

Auch das Thema der Mesalliance oder, allgemeiner gesagt, der ungleichen Heirat ist ein altes Lustspielmotiv. Molière hat es seinem „George Dandin" zugrunde gelegt. Der Held seines Stückes, ein reich gewordener Bauer, geht aus purer Streberei eine Ehe, und dazu noch eine Konvenienzehe, mit einer adeligen Dame ein, die ihn ihrerseits ohne Liebe, bloß um des Geldes willen, nimmt. Seine Eitelkeit wird ihm furchtbar eingetränkt. Die Schwiegereltern sehen ihn, obgleich er ihre sämtlichen Schulden bezahlt hat, über die Achsel an; seine Frau verachtet und hintergeht ihn; nicht einmal die Dienstboten wollen ihn anerkennen. Obgleich Molière den Adel nicht schont und die Nichtsnutzigkeit der jungen Frau und die Borniertheit ihrer Eltern gehörig ins Licht setzt, erscheint doch George Dandin schließlich als der Geprellte, über den das Publikum und über den auch der Dichter lacht: „... vous l'avez voulu, George Dandin, vous l'avez voulu; cela vous sied fort bien et vous voilà ajusté comme il faut: vous avez justement ce que vous méritez[2])". Ob wohl diejenigen richtig hören, die aus Molières Lachen schon

[1]) Vgl. Biedermann II, 1, 527 ff.

[2]) George Dandin I, 9; Molière, Oeuvres VI, 538.

den bitteren Groll des unterdrückten Bürgertums heraushören?[1]) Es ist durchaus wahrscheinlich, daß ihm sein Lachen von Herzen kommt, daß er diesen Toren, der die ehernen Gesetze umstürzen und die Sterne vom Himmel herunterholen will, unendlich komisch findet. Im ganzen ist es nicht die Absicht des großen Komödiendichters, daß wir seine Figuren tragisch nehmen und überall in seinen Lustspielen nach tragischen Unterströmungen fahnden.

Während Molières Zeitgenossen wohl kaum etwas gegen die Moral seines „George Dandin" einzuwenden haben mochten, erschien sie dem bürgerlich gerichteten 18. Jahrhundert höchst anstößig. Der revolutionäre Dramatiker Mercier wirft Molière geradezu vor, er verhöhne in George Dandin und anderen Dramen, vor allem auch dem „Bourgeois gentilhomme" das Bürgertum, „l'ordre sans contredit le plus respectable de l'Etat, pour mieux dire l'ordre qui fait l'Etat"[2]). Etwas Ähnliches wie der französische Kritiker empfand vielleicht auch die Gottschedin, als sie in ihrer „Ungleichen Heirat" den „George Dandin" ins Deutsche übertrug. Jedenfalls sah sie ein, daß das Stück, so wie es aus den Händen seines Autors gekommen war, für ihre Zeit nicht mehr paßte, daß, was man dem Original im 17. Jahrhundert noch zugute gehalten hatte, man der deutschen Bearbeitung im 18. nicht mehr nachsehen würde. Sie half sich, indem sie den bürgerlichen Teil ihrer Personen etwas höher hob, den Adel dafür um so tiefer herunterdrückte. Die adelige Dame, die der Bürgerliche zur Frau begehrt, ist noch um einen Grad niederträchtiger als die Gattin George Dandins und besitzt überdies nicht deren Grazie. Ihre Eltern sind noch um einen Grad beschränkter und hochmütiger als das Sottenvillesche Ehepaar bei Molière. Der zukünftige Schwiegersohn dagegen kommt viel besser weg als George Dandin. Er ist ein junger Kaufmann von Bildung und Lebensart, der vernünftige Ansichten hat, sich seines Standes nicht schämt und es verschmäht, das adelige „von" vor seinen Namen zu setzen. Auch entspringt seine Werbung nicht einzig dem Bedürfnis, Karriere zu machen; neben dem adeligen Rang des Fräuleins haben ihn auch ihre Reize verführt. Endlich läßt die Gottschedin die ungleiche Heirat nur geplant, nicht vollzogen werden; der Kaufmann Willibald ist bloß der Bräutigam, nicht der Gatte des Fräuleins von Adelsstolz; er kann sich noch gewarnt und gewitzigt aus der Affäre ziehen, bevor

[1]) Wie z. B. Eloesser (78), der Mercier vorwirft, er habe von der inneren Tragik des George Dandin keine Ahnung.

[2]) Vgl. Mercier, Nouvel essai sur l'Art dramatique, 88f.

es zu spät ist. Damit das Publikum sich ja nicht über die Absichten der Autorin täusche, treten noch zwei vernünftige Verwandte des adeligen Hauses auf und halten Vorträge über Standesdünkel und bürgerliche Streberei.[1])

Die Moral, welche die Gottschedin aus ihrem Drama zieht, ist keine andere als die des George Dandin: ein Bürgerlicher, der ein Fräulein heiratet, ist ein Tor. Er muß seine Frau sechsmal vornehmer halten, als wenn er ein Edelmann wäre; und selbst wenn sie sich über das Ungewöhnliche ihrer Ehe hinwegsetzen könnte, so würde es doch ihre Familie niemals tun. Wenn er dann nichts als Stolz und Verachtung erfahren und „unverschämte Forderungen", „Vorrückungen" seiner „rechtschaffenen Voraltern, und tausend Critiken über allerley Kleinigkeiten" seiner „Aufführung" hören muß, so wird auch die Zuneigung zu seiner Frau bald dahinschwinden.

Was aber die Gottschedin dem Adel vorwirft, ist seine Verachtung des Bürgers und nicht seine Abneigung gegen die Mesalliance. Diese findet sie nicht nur begreiflich, sondern sogar gerechtfertigt und notwendig. Jeder kann nur in seinem eigenen Stande glücklich sein; darum ist das adelige Fräulein, das eine Mißheirat schließt, ebenso töricht wie ein George Dandin, der über seinen Stand hinaus will. Der Adel hat gewissermaßen gegenüber seinen Vorfahren die Verpflichtung, sich standesgemäß zu verheiraten. Auch sind mit seinem Stande gewisse Vorteile verbunden, deren die Kinder einer bürgerlich vermählten Adeligen verlustig gehen würden. Es muß einer solchen Frau beim Gedanken an ihre Nachkommenschaft nicht anders zumute sein, „als wenn eine Löwinn ein Schaaf zur Welt brächte[2])".

Das Lustspiel der Gottschedin mit seinen lehrhaften Dialogen neigt bereits stark zum ernsthaften bürgerlichen Drama hinüber, und die eingehende Art, mit der das Thema der ungleichen Heirat darin erörtert wird, bildet den Übergang von der ersten, lustspielmäßigen Behandlungsphase zur zweiten, das Motiv ernst nehmenden, deren charakteristisches Merkmal auch hier wieder der bekannte rührselige Optimismus ist. Für diese zweite Phase läßt uns das deutsche Drama allerdings ziemlich im Stich. Wir sind genötigt, die nichtdramatische und die ausländische Literatur heranzuziehen, was um so eher be-

---

[1]) Die ungleiche Heirath, vgl. Gottschedin, Lustspiele, I, 48ff. und 122ff.

[2]) Die ungleiche Heirath, I, 86. — Bei Molière fällt dieser Hinderungsgrund weg; die Adelsprivilegien vererben sich in der Familie von George Dandins Gattin auch durch die Frau.

rechtigt erscheint, als gerade das französische Drame sérieux und der englische Familienroman zu den wichtigsten Quellen des Geniedramas gehören. Die hier in Frage kommende Literatur geht an der Tragik des Mesallienceproblems vorbei, sieht entweder die Konflikte nicht oder erkennt sie wenigstens nicht in ihrer ganzen Schwere. Immer verschwinden zum Schluß die Hindernisse, welche die Liebenden trennen, und alles löst sich in Minne auf. Dieses Ziel wird auf zwei verschiedenen Wegen erreicht. Die einen Schriftsteller lassen die Liebe die konventionellen Vorurteile ohne weiteres besiegen und die ungleiche Heirat zustande kommen und glücklich ausfallen; so Richardson in seiner „Pamela“ [1]), Mercier im „Essighändler“, wo zwar nicht Adel und Bürgertum, sondern Arm und Reich zusammenkommen und endlich ein nach Rousseaus „Neuer Heloise“ gearbeitetes deutsches Drama, in dem St. Preux die Julie heiratet [2]). Die anderen, die von der Vernünftigkeit der ständischen Einteilung mehr oder weniger überzeugt sind und deshalb eine Lösung nach Art der „Pamela“ scheuen, machen sich die Sache noch leichter. Sie zerhauen ganz einfach den Knoten, d. h. sie lassen im letzten Augenblick durch einen wunderbaren Zufall entdeckt werden, daß der nicht ebenbürtige Teil des Liebespaares doch eine standesgemäße Partie ist. Auf diese Weise verfährt Fielding [3]) im „Tom Jones“ und Diderot in seinem „Père de famille“.

Mit Rousseaus „Neuer Heloise“ tritt die ungleiche Heirat in das dritte literarische Stadium, das der tragischen und revolutionären Behandlung. Rousseau ist sicher nicht der erste unter den Dichtern, der die Tragik dieses sozialen Problems an sich erfahren hat; aber er hat es als erster von der tragischen Seite angepackt und dargestellt. Er läßt das Lebensglück St. Preux's und Juliens an den ständischen Schranken zerschellen. Die Dichtung ist eine glühende Verteidigung der Liebe über die ständischen Schranken hinweg und zugleich ein Protest gegen die Konvenienzheirat. Das resignierte Glück, das Julie schließlich an der Seite des Gatten zuteil wird, ist ja nur ein ganz ungenügender Ersatz für das verlorene [4]).

---

[1]) Vgl. Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe, 11.

[2]) Heufelds „Julie, oder Wettstreit der Pflicht und Liebe“; besprochen im achten Stück der hamburgischen Dramaturgie.

[3]) Vgl. Tom Jones II, 448 ff. (Buch 8, Kap. 9).

[4]) Das Recht der Mesalliance wird vor allem durch Milord Edward vertreten; vgl. Nouvelle Héloïse, 2. Teil, 2. Brief, 147 ff.

b) Die ungleiche Heirat im Drama der Geniezeit.

Auf dem von Rousseau angebahnten Wege schreitet dann der Sturm und Drang weiter. Das Grundmotiv des Rousseau'schen Romans, die Liebe eines Mannes zu einer Frau höheren Standes, kehrt einigemal bei den Geniedramatikern wieder. Für den umgekehrten Fall — Liebe des Edelmannes zum Bürgermädchen — hat wohl die Liebesgeschichte in Diderots „Père de famille" das Vorbild abgegeben, nur daß das übernommene Gut in ganz anderm Sinne verwertet wird.

Das Problem ist gerade für die revolutionären unter den Stürmern und Drängern eine harte Nuß. Viel mehr als Rousseau stehen sie unter dem Eindruck seiner ungeheuern Kompliziertheit und können deshalb auch im ganzen auf die Frage nach dem Rechte der Mesalliance nicht mit einem einfachen Ja oder Nein antworten. Während eine Gruppe adeliger Dramatiker die ungleiche Heirat verwirft, der zuversichtliche Großmann dagegen sie gutheißt, nehmen sie zwischen beiden Extremen eine Mittelstellung ein.

α) Ablehnung der ungleichen Heirat durch die adeligen Dramatiker.

Wieder ist der Freiherr von Gemmingen der Vertreter des alten aristokratischen Standpunktes. Man merkt seinem Drama, dem „Deutschen Hausvater", deutlich das Grauen an, das ihn beim Gedanken an die bürgerliche Invasion beschleicht. Er will dem Bürger gern alle Ehre erweisen, seine Tugenden anerkennen und ihm sogar die arbeitsharte Rechte drücken, wenn dieser ihm nur das sorgsam verwahrte Gebiet seines Standes in Ruhe läßt. Deshalb lehnt er die Mesalliance ohne weiteres ab. „Heyrathen dieser Art, so wenig ich mich auch an Conventionen feßle, sind doch immer schädlich," läßt er den gräflichen Hausvater zu seinem Sohn sagen, der eine Liebschaft mit einem Bürgermädchen angezettelt hat. Es ist doch immer „gute, gesunde Vernunft", die standesgemäße Heiraten gebietet. Durch eine Mißheirat bringt sich ein Edelmann um die Möglichkeit, sein Haus würdig fortzusetzen und entsagt allen Ansprüchen auf eine glänzende Karriere. Er wird nach kurzem Glück ein schmerzliches Erwachen erleben und fortan „ein Leben voll Widerwillen und Vorwürfen fortschleppen". Der junge Graf muß auf Wunsch des Hausvaters seinem Mädchen den Abschied geben und es für das gebrochene Eheversprechen mit Geld abfinden. Gemmingen ist es sehr daran gelegen, zu beweisen, daß auch für einen Angehörigen des Bürgerstandes die ungleiche Heirat vom Übel sei. Er läßt zu diesem Zwecke den Vater

des Bürgermädchens sich ausführlich über die Torheit solcher Ehen verbreiten. Nie würde er seine Tochter einem Adeligen geben; nicht daß er sie nicht für eines Königs würdig hielte oder seinen Stand schlechter glaubte als die andern; aber er erkennt den „Unterschied der Stände" an und weiß, daß „Ungleichheit der Stände fast immer unglückliche Folgen hat" [1]).

Die Heirat zwischen dem Grafen und der Bürgerstochter wird aber doch vollzogen. Die Liebschaft ist weiter gegangen, als die beiden Väter ahnten; das Mädchen, das Aussicht hat, Mutter zu werden, ist nun durch die treulose Handlungsweise seines Liebhabers in tiefste Verzweiflung gestürzt worden. Da rät der adelige Hausvater selbst seinem Sohne, sein Wort zu halten und „einer unschuldig Verführten die Ehre, einem Kinde seinen Vater" zu geben. Sein Stand „hebt die Verbindlichkeit des ehrlichen Mannes nicht auf." Dies ist der Fall, aber auch der einzige Fall, wo Gemmingen die Mesalliance für erlaubt hält. Aber auch dann gibt er seine Zustimmung „mit beklemmtem Herzen", denn auch dann ist und bleibt die Mißheirat eine bedenkliche Sache: „... es ist doch immer Zerrüttung bürgerlicher Ordnung, und gefährlich, wenn es zur Nachahmung reizt." [2])

Ein anderer adeliger Dramatiker der Sturm- und Drangzeit, der Freiherr von Bernstorff, läßt nicht einmal diesen einen Ausnahmefall gelten. Wenn jeder Edelmann moralisch verpflichtet wäre, seine Mätresse zu heiraten, so hätten ehrgeizige Bürgerfamilien leichtes Spiel und jedes hübsche und kokette Bürgermädchen könnte Baronin oder Gräfin werden; dies ist ungefähr der Grundgedanke seines „Lustspiels", „Die Verlorene Unschuld". Ein gewissenloser Hofmeister führt seinem gräflichen Eleven, um sich bei ihm einzuschmeicheln, die Tochter eines Krämers zu. Der Graf verführt das Mädchen, macht aber gleich hinterher sich und dem Hofmeister die bittersten Vorwürfe. Der bürgerliche Vater will eben in Wut geraten, als ihm noch recht-

---

[1]) Vgl. hierzu und zum folgenden: Der deutsche Hausvater, Schaubühne II, 40, 49, 63, 80, 86 f.

[2]) Cäsar Flaischlen (Gemmingen 117 ff.) schließt aus der Tatsache, daß Gemmingen die Mesalliance zustande kommen läßt, während die Geniedramatiker ihre Helden meistens an der unstandesgemäßen Liebe zugrunde gehen lassen, Gemmingen verfechte „bürgerliche Tendenzen", er entscheide den „Streit zwischen Natur und Vorurteil, zwischen Individualität und Gesellschaft zugunsten der ersteren." Ich kann dieser Ansicht nicht beipflichten. Die angeführten Stellen und namentlich der resignierte Schluß scheinen mir dagegen zu sprechen.

zeitig einfällt, daß der Graf ja nun seine Tochter heiraten müsse. Nun frohlockt er: „Holla, da wirst du mir noch Gräfin.“ [1]) Davon will aber der alte Graf nichts wissen: „Das kommt mir ein Bischen komisch vor . . . Sie scheinen mir in allem Ernste eine Heirath in Vorschlag zu haben.“ Die Bürgerfamilie soll gehörig entschädigt werden; das Mädchen erhält 2000 Taler Ausstattung; für das Kind wird, sollte der Handel weitere Folgen haben, gesorgt werden; endlich dürfen Vater und Tochter sich auf den gräflichen Gütern ansiedeln. Dem jungen Grafen, der ganz bereit wäre, seine Schuld durch eine sofortige Heirat zu sühnen, wird bedeutet, eine solche Verbindung entziehe ihm alle Vorzüge seiner Geburt und schließe ihn aus der Klasse seiner Standesgenossen aus [2]). Nach Bernstorff kann also das Unrecht, das ein Adeliger an der Tochter eines Bürgers begeht, mit Geld reichlich und überreichlich gesühnt werden.

Mit mehr Verständnis für die Rechte des Herzens behandelt ein anderer adeliger Dramatiker, der Graf von Törring, in seiner „Agnes Bernauerinn“ das Problem der ungleichen Heirat, auf das ihn wahrscheinlich ein persönliches Erlebnis hingewiesen hatte. Er findet beredte Worte zur Verteidigung der unstandesgemäßen Liebe, betont aber, namentlich in der zweiten Hälfte des Dramas, die Berechtigung und Ehrwürdigkeit der ständischen Ordnung [3]).

β) Großmanns fortschrittlicher Standpunkt.

Großmann stellt sich in seinem Drama „Nicht mehr als sechs Schüsseln“ gerade auf den entgegengesetzten Standpunkt. Er nimmt das George Dandin-Motiv nochmals auf, gibt aber zugleich eine Widerlegung des Molièreschen Stückes. Er sieht in seiner Zukunftsfreudigkeit und Siegeszuversicht gar nicht ein, weshalb eine Heirat zwischen Adeligen und Bürgerlichen nicht beiden Teilen zum guten ausschlagen soll, und warum die Schwierigkeiten, die einer solchen Ehe entgegenstehen, unüberwindlich sein sollen. In etwaigen Schikanen der adeligen Verwandtschaft sieht er nicht mehr gefährliche Felsblöcke, sondern harmlose Kieselsteine, an denen das häusliche Glück durchaus nicht zu Falle zu kommen braucht. Die üblen Erfahrungen, die der George Dandin Großmanns mit der hochnäsigen Sippschaft seiner Gattin macht, hindern ihn nicht, seine Tochter aus erster Ehe mit

---

[1]) Vgl. Die verlorene Unschuld, Akt II, Szene 1 und 2.

[2]) Vgl. Die verlorene Unschuld, Akt III, Szene 4.

[3]) Vgl. Törring, Agnes Bernauerin, Deutsche Nationallitteratur CXXXVIII, Einleitung S. 8; 20ff., 39ff., 44f. 57ff.

einem adeligen Offizier, der kein Vermögen, aber große persönliche Verdienste besitzt, zu verbinden. Die einzige Mißheirat ist nach Großmann die aus äußern Rücksichten geschlossene Konvenienzheirat; der aufgeklärte Hausvater seines Dramas weist eine solche, die ihm von den in Vorurteilen befangenen adeligen Verwandten vorgeschlagen wird, mit Entrüstung zurück [1]).

Genau besehen bringt aber Großmann nicht nur keine befriedigende, sondern überhaupt keine Lösung des Mesallianceproblems. Auf die Frage, ob eine Ehe zwischen Menschen aus ganz verschiedenartigen Verhältnissen glücklich ausfallen könne, bleibt er die Antwort schuldig. Der Fall des Hauses Reinhart beweist im Grunde gar nichts. Die Bürgerfamilie ist gesellschaftlich so hoch hinaufgehoben, daß von einer Mesalliance gar nicht mehr die Rede sein kann. Für den reichen, angesehenen, in allerhöchster Gunst stehenden Hofrat bedeutet sogar die Verbindung mit den verarmten Adeligen beinahe ein soziales Hinuntersteigen. Die Haltung der vornehmen Verwandten, die in Molières Stück gegenüber dem reichgewordenen Bauer noch durchaus glaubhaft wirkt, überzeugt in Großmanns Drama nicht mehr recht.

Der Hofrat wäre übrigens nicht nur nach der Ansicht des selbstbewußten bürgerlichen Dramatikers Großmann seiner Gattin ebenbürtig gewesen; auch die öffentliche Meinung der damaligen Zeit hätte nichts gegen eine solche Heirat einzuwenden gehabt. Die soziale Kluft trennte die breiten Massen der beiden Stände; die Spitzen des Bürgertums, die hohen Beamten und reichen Kaufleute standen schon damals den Adelskreisen nahe. Die Frankfurter Bankierstochter Lili Schönemann war für einen Baron von Türkheim eine standesgemäße Partie. Wenn Großmann seinen Helden intim mit adeligen Majors und Geheimräten verkehren läßt, so gibt er damit die tatsächlichen Zustände richtig wieder.

Was sich aus dem in eine höhere gesellschaftliche Sphäre versetzten George Dandin machen ließ, zeigt das französische Lustspiel aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts [2]). Für Großmann und die Stürmer und Dränger sind die Schranken, die Adel und Bürger trennen, in erster Linie äußerlicher Art; sie sind in der ungleichen sozialen Stellung begründet, wenn auch diese Dramatiker, wie gerade Großmanns Drama

---

[1]) Vgl. Nicht mehr als sechs Schüsseln, Großmann W. II, 25, 74, 100ff.

[2]) Vgl. vor allem „Le gendre de Monsieur Poirier“ von Augier und Sandeau; auch „Les Effrontés“ und „Le Fils de Giboyer“ von Augier.

beweist, gewisse Verschiedenheiten in der Denkweise der beiden Stände anerkennen. Mit der gesellschaftlichen und politischen Emanzipation des Bürgertums ist darum für sie der Ausgleich zum mindesten angebahnt. Die Augier und Sandeau haben hinter den äußern von der Revolution zerstörten Schranken andere geistige und moralische zum Vorschein kommen sehen, die auch fernerhin vielleicht in weniger sichtbarer, aber doch in sehr spürbarer Weise die beiden Stände scheiden. Sie sehen, wie der Adel, nachdem ihm seine Vorzüge entrissen sind, um so zäher an seinen Traditionen festhält; vor allem aber, daß eine jahrhundertelange geschichtliche Entwicklung Ungleichheiten im Denken und Empfinden, verschiedene Begriffe von Recht und Ehre, verschiedene Ideale, mit einem Wort eine verschiedene Weltanschauung ausgebildet hat, gegen deren trennende Wirkung die bloß auf das Äußere gerichteten Ausgleichungsversuche nichts vermögen. Während Großmann als bürgerlicher Schriftsteller der vorrevolutionären Zeit ganz auf der Seite des Bürgertums steht, suchen die französischen Komödiendichter auch dem Adel gerecht zu werden. Dieser muß, da er seine sozialen Privilegien eingebüßt hat, durch seine innern Vorzüge rivalisieren. So lassen sie denn jeden Stand sein Bestes in den Wettkampf tragen: den Bürger seine zähe Tüchtigkeit, den Edelmann die Feinheit und Vornehmheit, die ihm seine uralte Kultur verliehen hat; jeden den besonders gearteten Ehrbegriff seines Standes.

γ) Der vermittelnde Standpunkt der eigentlichen Stürmer und Dränger.

Zwischen dem engen Konservatismus Gemmingens und Großmanns Fortschrittseligkeit stehen die eigentlichen Stürmer und Dränger: Lenz, Klinger, Maler Müller, Wagner, Sprickmann und der junge Schiller. Es mag befremdend erscheinen, daß diese revolutionärsten Geniedramatiker, vor deren himmelstürmenden Angriffen sonst weder göttliche noch menschliche Ordnungen sicher waren, bei diesem zentralen Problem nicht auf der äußersten Linken zu finden sind, sondern eine vermittelnde, ja sogar zögernde Haltung einnehmen. Hier hätten sie doch einmal Gelegenheit gehabt, Rousseausche Grundsätze zu vertreten.

Dieses Schwanken und Zurückweichen, wo wir resolutes Vorwärtsschreiten erwartet hätten, haben wir diese selben Stürmer und Dränger schon bei anderer Gelegenheit, zum Beispiel beim Problem der elterlichen Gewalt, beobachten sehen. Die revolutionären Tendenzen werden immer wieder durchkreuzt. In jedem dieser Dichter wohnt ein Don Quichotte, der sich gern und unbedenklich in die gewagtesten

sozialen Abenteuer stürzte, dem aber zu seinem Glück oder Unglück ein nüchterner, vorsichtig warnender Sancho Pansa beigegeben ist.

Ein entscheidendes Eintreten für die Mesalliance erschiene in den letzten Jahrzehnten vor der großen Revolution als das Naturgemäße. Auf der ganzen Linie war damals der Kampf gegen die alte Gesellschaftsordnung entbrannt; in der philosophischen, der wissenschaftlichen, der schönen Literatur, bei Rousseau und andern Schriftstellern deutscher und französischer Zunge, überall ertönten Proteste gegen die Zurücksetzung des Bürgertums oder wurden, was in unserm Falle ebenso wichtig ist, die Rechte des Herzens gegen die Konvention verteidigt.

In derselben revolutionären Richtung wies unsere Dichter das eigene Erleben. Verschiedene unter ihnen, so Lenz, Maler Müller und der junge Schiller, hatten durch die Liebe zu einer Frau höheren Standes selber mit den Vorurteilen, welche die Welt gegen die ungleiche Heirat hegte, unliebsame Bekanntschaft gemacht. Derartige Erfahrungen waren an sich schon bitter; doppelt schmerzlich aber mußte das Gefühl des Nichtebenbürtigseins für das gesteigerte Selbstgefühl eines Stürmers und Drängers sein, in dem Bürgerstolz und Geniebewußtsein sich mischten. Wer von ihnen solche Konflikte nicht an sich erfuhr, hatte doch reichlich Gelegenheit, sie bei anderen Standesgenossen zu beobachten und seinen Standesstolz in der ihnen angetanen Unbill verletzt zu fühlen.

Schwieriger ist die Frage zu beantworten, warum die genannten Dramatiker nicht unentwegt in der Richtung Großmanns vorwärtsschritten und in ihren Dramen die Berechtigung der Mesalliance energischer, als sie es taten, verfochten. Hier und da scheint es fast, als ob ihnen, bei aller demokratischen Gesinnung, das exklusive Wesen der Vornehmen imponiere. Diesen Eindruck hat man mitunter bei dem jungen Schiller, zum Beispiel wenn er in „Kabale und Liebe" die Lady auf ihre vornehme Geburt pochen läßt, die sie würdig mache, eines Fürsten Gattin und nicht nur seine Mätresse zu sein [1]); oder bei Klinger, der in der „Neuen Arria" den Helden seine bescheidene bürgerliche Geliebte um einer hochgestellten Dame willen aufgeben läßt [2]). Vielleicht spielte im Unterbewußtsein dieser Sturm- und Drang-Dichter noch ein Rest der demutsvollen Verehrung des Adels mit, die dem Bürgertum seit Jahrhunderten eingepflanzt

---

[1]) Vgl. Kabale und Liebe, Schiller W. III, 33.

[2]) Vgl. Die neue Arria, Klinger, J. W.; II, 19.

worden war. Wahrscheinlicher noch, daß ihr eigenes aristokratisches Wesen sich der vornehmen Ausschließlichkeit, die etwas auf sich hielt und sich nicht gern gemein machte, verwandt fühlte.

Solche Fälle gehören jedoch zu den Seltenheiten. Im großen und ganzen ersehnen die Dramatiker dieser dritten Gruppe doch alle einen sozialen Zustand, wo jeder nach seinem Verdienst geschätzt wird und eine ungleiche Heirat zwischen adelig und nicht adelig, oder auch zwischen reich und arm, nicht mehr eine Ungeheuerlichkeit ist. Und wenn sie vor der Mesalliance warnen, so ist es im allgemeinen nicht, weil diese nicht sein sollte, sondern weil sie, so wie die Dinge nun einmal liegen, nicht wohl sein kann. Bei ihnen erhebt sich die im Grunde sehr naheliegende Frage, die Großmann zu stellen vergessen hatte: welche Aussichten auf Glück denn eine Mesalliance biete? ob ein Mensch, der durch eine Heirat plötzlich aus einer Gesellschaftssphäre in die andere versetzt werde, sich nun in seiner neuen Umgebung ohne weiteres wohl fühle, und ob die bisherige strenge Scheidung der Stände nicht auch eine Trennung der Gefühle und Anschauungen bedinge, und so ein tieferes Verstehen unmöglich mache?

Aber selbst diejenigen unter den Stürmern und Drängern, die der Glut der Liebe die Kraft zutrauen, alle trennenden geistigen Schranken zu schmelzen, sind sehr vorsichtig in ihren Äußerungen über die Mesalliance. Sie zögern, weil sie nur zu gut den Widerstand der herrschenden Verhältnisse gegen die Verwirklichung ihrer sozialen Ideale kennen. Auch stellt sich hier, wie es meist zu geschehen pflegt, wenn sie an wichtige aktuelle Probleme herantreten, ihr literarisches Verantwortungsgefühl wieder ein. Eine Apologie der ungleichen Heirat in einem ihrer Dramen konnte unter Umständen auf ein weltunerfahrenes Gemüt in höchst bedenklicher Weise wirken, d. h. ihm völlig verschrobene Begriffe von den tatsächlichen Zuständen beibringen, sodaß es sich dann im Leben nicht mehr zurechtfand. Unter den verderblichen Büchern werden immer auch diejenigen genannt, die das Thema der Mesalliance leichtfertig behandeln. Dies ist die Grundstimmung, aus der heraus das Problem erörtert wird.

Der Auffassung Großmanns kommt vielleicht Sprickmann am nächsten. In einem seiner Dramen, betitelt „Die natürliche Tochter“, verkündet er unverhohlen die Berechtigung der Mesalliance. Der Held, ein Offizier von Adel, allerdings erst in der zweiten Generation, dem sein Vormund die Heirat mit einer Bürgerlichen ausreden will, bezeugt vor diesem frank und frei seine vorurteilsfreie Gesinnung; der Adel ist ihm nichts, und seine Kinder sollen einmal auf sein Beispiel

stolz sein und nicht auf das Wappen ihrer Mutter[1]). Konsequenterweise hätte nun Sprickmann die Mesalliance sollen zustande kommen lassen; das tut er aber nicht, sondern biegt ab, wie Diderot, der ihm als Vorbild dient, bei einer ähnlichen Gelegenheit, d. h. er läßt durch einen glücklichen Zufall im letzten Augenblick die Ebenbürtigkeit der Braut an den Tag kommen. Dasselbe gewaltsame Verfahren wendet er in einem zweiten Drama, dem „Schmuck" an, in welchem er die im Sturm- und Drang-Drama so beliebte Figur des verführten und verlassenen Mädchens auftreten läßt, das diesmal zwar nicht bürgerlich, sondern arm ist. Im Moment, wo der treulose Liebhaber sich auf seine Pflicht gegenüber der Mutter seines Kindes besinnt, wird diese wieder in den Besitz ihres verloren geglaubten Vermögens eingesetzt[2]).

Tiefer dringen Maler Müller und Heinrich Leopold Wagner in das Problem ein, die beide auch mehr oder weniger zugunsten der Mesalliance entscheiden.

Daß Maler Müller das Thema der ungleichen Heirat durch ein persönliches Erlebnis nahe gebracht worden war, ist schon bei einer andern Gelegenheit ausführlich dargelegt worden. An der Häufigkeit, mit der es in seinen Werken angeschlagen wird, erkennt man, wie sehr es dem Dichter am Herzen liegt. Entsprechend jenem Erlebnis wählt er seine Liebenden nie aus zwei verschiedenen Ständen (Adel und Bürgertum), sondern aus zwei verschiedenen Schichten eines und desselben Standes. Zwar seine fertigen Dramen kommen für dieses spezielle wie für die andern sozialen Probleme kaum in Betracht, so beredte Zeugnisse sie andrerseits für die gärende Revolutionsstimmung des Sturmes und Dranges sind. Sehr aufschlußreich dagegen ist eine der beiden pfälzischen Idyllen, „Das Nußkernen". Wir können sie gewissermaßen auch zu den Dramen zählen, denn sie kommt in ihrer dialogischen Form, mit ihrer hübschen kleinen komödienhaften Verwicklung und der überraschenden glücklichen Lösung dem Lustspiel sehr nahe. Ferner bildet die ungleiche Heirat den Inhalt verschiedener von seinen Balladen, und zwar ist das Motiv dort bis zur eigentlichen Tendenz gesteigert; damit der Leser seine Absicht ja nicht verkenne und den Zweck des Gedichtes nicht etwa bloß in der Unterhaltung suche, fügt der Dichter am Schluß gewöhnlich noch einige lehrhafte Strophen an. So schildert die Ballade vom „Braunen

---

[1]) Vgl. Die natürliche Tochter, Akt III, Szene 5.

[2]) Vgl. Der Schmuck, Akt V, Szene 4; der Liebhaber ist zwar gleichfalls arm, d. h. er hat Schulden, darf aber, als adeliger Offizier, die glänzendsten Partien beanspruchen.

Fräulein" das Schicksal eines adeligen Mädchens, das vom Geliebten verlassen wird, weil es ihm an Vermögen nicht ganz ebenbürtig ist — „Dem Mond zur Seit' zu stehen / Ist Sternen nur erlaubt" [1]) — und das darauf an gebrochenem Herzen stirbt. Dasselbe Motiv findet sich in der Romanze „Pfalzgraf Friedrich" behandelt und in mehreren Balladenfragmenten, die zum Teil als Vorstufe zum „Braunen Fräulein" zu betrachten sind [2]).

Merkwürdigerweise haben die eigenen bitteren Erfahrungen Maler Müller nicht zum ängstlichen Warner vor der unstandesgemäßen Liebe gemacht. Er versetzt sich so vollständig in die Liebenden hinein, daß die in seinen Dichtungen vorkommenden Fälle, obgleich sie sämtlich unglücklich enden, wie Rechtfertigungen der Mesalliance aussehen. Nie macht er den Liebenden die Mißachtung der ständischen Schranken zum Vorwurf, wohl aber, daß sie sich durch Standesvorurteile in ihrer Treue wankend machen lassen. Dies zeigt vor allem die Geschichte der Kindermörderin im „Nußkernen". Um ein armes Landmädchen, die Tochter einer Witwe, wirbt ein reicher Bauernsohn; er verführt sie zuletzt, nachdem er ihr heilig die Ehe versprochen hat. Er liebt sie und ist ganz bereit, sie zu heiraten, wird aber von seinem geldstolzen Vater daran verhindert. Aber er hat Gelegenheit, seine Treulosigkeit bitter zu bereuen; das Mädchen bringt nämlich in der Verzweiflung sein Kind um und wird dafür zum Tode verurteilt. Aus der ganzen Art, wie der Dichter den Fall darstellt, wie er namentlich Partei für das Mädchen und gegen die „unbarmherzigen Anverwandten" nimmt, geht deutlich hervor, daß er diese ungleiche Heirat durchaus gebilligt haben würde [3]).

Bei Anlaß einer zweiten in dieselbe Idylle eingeschobenen Erzählung, der Geschichte der Pfarrerstochter von Bollenbach, jener Pfarrerstochter, die sich von einem Zigeuner entführen läßt, gibt Maler Müller freilich zu, daß es unpassende Verbindungen, üble Neigungen gebe, die von den Eltern zu bezähmen seien. Dies müsse aber mit Vernunft geschehen, denn Gewalt und Zwang machten das Unglück meist nur größer. Nach Maler Müller darf die Liebe, selbst wenn sie auf Irrwegen geht, eine zarte und schonende Behandlung beanspruchen.

Bei W a g n e r liegen die Dinge etwas weniger einfach. Man kann nicht sagen, daß er ein Verteidiger der Mesalliance sei, denn

[1]) Das braune Fräulein, Maler Müller W. II, 325.
[2]) Vgl. Seuffert, Maler Müller, 420 ff. und 427 ff.
[3]) Vgl. Das Nußkernen, Maler Müller W. I, 299 ff.

in seinen beiden bürgerlichen Dramen nehmen die Liebschaften über den Stand hinaus ein schlimmes Ende; ebensowenig scheint er aber ein Gegner zu sein; denn in beiden Fällen ergibt sich die Katastrophe im Grunde gar nicht direkt aus dem Gegensatz der Stände, sondern wird durch einen Zufall herbeigeführt. Deshalb konnte auch Wagner in einer späteren Bearbeitung seiner „Kindermörderinn" durch bloße Umänderung von ein paar Zeilen der Schlußszene den tragischen Ausgang in einen glücklichen umwandeln [1]).

Wagner unterscheidet zunächst zwischen Mesalliance innerhalb ein und desselben Standes und Mesalliance von Stand zu Stand. Für die erstere macht er weitgehende Konzessionen; die Glieder eines Standes sind ebenbürtig und sollen zusammenhalten. Über Bürger, die sich wie adelige Herrschaften gehaben und, wie die Justizrätin Lange oder die alte Humbrechtin, auf ihre bescheidenen Standesgenossen verächtlich herabschauen, gießt er sein Mißfallen aus. Der Kutscher Walz in der „Reue nach der Tat" ist vollständig im Recht, wenn er die Verlobung seiner Tochter mit dem Assessor ohne weitere Schwierigkeiten zugibt, denn der Adel des Bräutigams ist höchst zweifelhaft. Der Justizrätin dagegen werden ihr Stolz und ihre Hartnäckigkeit als schweres Unrecht angerechnet, für das sie dann in der Folge furchtbar büßen muß.

Anders verhalten sich die Dinge im zweiten Fall. Zwischen Adel und Bürger besteht tatsächlich eine Kluft, die man nicht ohne Gefahr ignoriert. Evchen Humbrechts tragisches Schicksal beginnt in dem Augenblick, wo das Mädchen sich in die sozial höhere Sphäre des Adels einzudrängen versucht [2]). Wagner glaubt zwar, daß die Kluft überbrückt werden könne und Heiraten zwischen den beiden Ständen ohne allzugroße Schwierigkeiten mit etwas Entgegenkommen von seiten des Adels möglich seien. Dennoch empfiehlt er den bürgerlichen Eltern, namentlich den Eltern einer Tochter, die äußerste Vorsicht. Wenn es Gröningseck und seiner Familie wohl ansteht, weitherzig über ihre Standesvorurteile hinwegzusehen, so ziemt es Meister Humbrecht, mißtrauisch an den seinigen festzuhalten. Denn nirgends ist der Bürger so sicher wie innerhalb der festgeschlossenen Grenzen seines Standes [3]). Was dabei herauskommt, wenn man über den

---

[1]) Vgl. Wagners Umarbeitung der „Kindermörderinn", Litteraturdenkmale XIII, 113 ff.

[2]) Mit dem Besuch des Balles, wie Marie Weseners Unglück mit dem Besuch der Komödie beginnt. Vgl. Erich Schmidt, Wagner 1879, 88.

[3]) Diese Ansicht wird von Meister Humbrecht vertreten; vgl. Die Kindermörderinn, Litteraturdenkmale XIII, 19 ff.

Stand hinaus will, soll ehrgeizigen Bürgern das traurige Beispiel der Frau Humbrechtin zeigen, die es mit ihrer Tochter hoch im Sinne hatte und damit sich und die ganze Familie ins Elend stürzte.

Lenz nimmt dem Problem der Mesalliance gegenüber eine eigentümliche Doppelstellung ein. In denjenigen seiner Dramen — es sind „Henriette von Waldeck“, „Der Engländer“, „Die Freunde machen den Philosophen“ [1] —, die nichts anderes als eine Widerspiegelung seiner eigenen unglücklichen Liebe zu Henriette Waldner sind, predigt er das unbeschränkte Recht der Herzen und die Verachtung aller Standesunterschiede. Im „Hofmeister“ und den „Soldaten“ dagegen, wo er der Wirklichkeit als Beobachter und ruhig abwägender Soziologe gegenübersteht, wendet er sich scharf gegen die Torheit einer Liebe über oder unter dem Stande. Zwar auch er hofft auf eine neue Ordnung der Dinge, doch ist die Mesalliance nicht der Weg dazu. Bei den herrschenden Zuständen führt die nicht standesgemäße Liebschaft nie zur Heirat, wohl aber in Schande und Elend. Lenz beurteilt die Sachlage weit pessimistischer als Wagner, bei dem sich doch immer wieder hoffnungsreiche Ausblicke finden. Die Möglichkeit einer Ehe zwischen Marie Wesener und ihrem Verführer Baron Desportes hält er für ausgeschlossen. Selbst im „Hofmeister“ läßt er den bürgerlichen Läuffer nicht die Mutter und das adelige Gustchen nicht den Vater ihres Kindes heiraten, sondern jedes von beiden eine standesgemäße Partie machen. Der Hofmeister müßte erst in den Adelstand erhoben werden, um an eine Heirat mit dem Fräulein auch nur denken zu können [2].

Es ist Lenz unendlich viel daran gelegen, daß seine bürgerlichen Leser, und namentlich die Leserinnen, die Verhältnisse ebenso nüchtern schauen wie er selbst. Eine ganze lange Szene in den „Soldaten“ zwischen der Gräfin La Roche und Marie Wesener [3] dient der Bekämpfung verlogen romantischer Ideen, wie unerfahrene Leute sie mitunter aus verderblichen Büchern einsaugen. „Ihr einziger Fehler,“ sagt die Gräfin zu dem verführten Mädchen, „war, daß Sie die Welt nicht kannten, daß Sie den Unterschied nicht kannten, der unter den

---

[1]) Vgl. Henriette von Waldeck, Lenz W. III, 209 ff.; Die Freunde machen den Philosophen, Lenz W. III, 94 ff.; Der Engländer, Lenz W. III, 147 ff.

[2]) Vgl. Der Hofmeister, Lenz W. I, 388: Der Major von Berg zu seiner wiedergefundenen Tochter: „Hättest du mir nur ein Wort vorher davon gesagt (ihrem Liebesverhältnis mit dem Hofmeister); ich hätte dem Lausejungen einen Adelsbrief gekauft, da hättet ihr können zusammen kriechen.“

[3]) Für das folgende: Die Soldaten, Lenz W. III, 73 ff.

verschiedenen Ständen herrscht, daß Sie die Pamela gelesen haben, das gefährlichste Buch, das eine Person aus Ihrem Stande lesen kann . . . wie kamen Sie doch dazu, über ihren Stand hinaus sich nach einem Mann umzusehen? Ihre Gestalt, dachten Sie, könnte Sie schon weiter führen als Ihre Gespielinnen; ach, liebe Freundin, eben das hätte Sie sollen vorsichtiger machen. Schönheit ist niemals ein Mittel, eine gute Heirat zu stiften, und niemand hat mehr Ursache, zu zittern, als ein schön Gesicht . . . Es fanden sich Leute über Ihren Stand, die Ihnen Versprechungen taten. Sie sahen gar keine Schwierigkeit, eine Stufe höher zu rücken; Sie verachteten Ihre Gespielinnen, Sie glaubten nicht nötig zu haben, sich andere liebenswürdige Eigenschaften zu erwerben, Sie scheuten die Arbeit, Sie begegneten jungen Mannsleuten Ihres Standes verächtlich, Sie wurden gehaßt . . . Wie glücklich hätten Sie einen rechtschaffenen Bürger machen können, wenn Sie diese vortrefflichen Gesichtszüge, dieses einnehmende, bezaubernde Wesen mit einem demütigen, menschenfreundlichen Geist beseelt hätten! Wie wären Sie von allen Ihresgleichen angebetet, von allen Vornehmen nachgeahmt und bewundert worden. Aber Sie wollten von Ihresgleichen beneidet werden . . . gegen welch ein elendes Glück wollten Sie alle diese Vorzüge eintauschen? Die Frau eines Mannes zu werden, der um Ihrentwillen von seiner ganzen Familie gehaßt und verachtet würde. Und einem so unglücklichen Hazardspiel zu Gefallen Ihr ganzes Glück, Ihre ganze Ehre, Ihr Leben selber auf die Karte setzen."

So wie Lenz hat auch der junge Schiller sich ganz von jener hoffnungsvolleren Auffassung Wagners abgewandt, der Heiraten von Adel zu Bürger bei gutem Willen von beiden Seiten für möglich erachtete. Daß er sich auf die Seite der Pessimisten schlägt, hängt wohl mit seinen persönlichen Erfahrungen und Beobachtungen zusammen, mit der tiefen Einsicht in das Wesen der Gesellschaft, die ihm jene vermittelt hatten. Die von der eines Lenz ganz verschiedene Art, wie sich sein Pessimismus äußert, ist durch sein Temperament bedingt. Lenz tobt in seinen leidenschaftlichen Momenten in blinder Wut gegen die Konvention und in seinen guten vernünftigen diskutiert er das Problem sachlich mit resignierter Miene. Schiller ist immer voll Pathos, voll revolutionären Grolls, immer in gehobener Stimmung, verliert aber trotzdem nie die Selbstbeherrschung und den klaren Blick für die Tatsachen.

Jener Zwiespalt zwischen dem hochgespannten Ideal und der erbärmlichen Wirklichkeit, der durch die ganze soziale Literatur der

Stürmer und Dränger geht, kommt wohl an keiner Stelle so grell zum Ausdruck wie in Schillers „Kabale und Liebe“. Vielleicht sind nirgends im Geniedrama die Rousseauschen Forderungen mit einer solchen Schroffheit formuliert wie in den flammenden Tiraden, durch welche Ferdinand seine Liebe zu Luise zu rechtfertigen sucht. Ferdinand stellt der Ständeordnung, die ihm eine rein menschliche ist, die göttliche Ordnung, dem Vorurteil seine Leidenschaft, der „Mode“, d. h. der Konvention, die „Menschheit“ entgegen. Zwei Herzen, die sich lieben, gehören zusammen wie die Töne eines Akkords. Er will seine Geliebte vor den Thron des Weltrichters führen, und der Ewige soll sagen, ob seine Liebe Verbrechen ist. „Ich bin ein Edelmann — laß doch sehen, ob mein Adelbrief älter ist als der Riß zum unendlichen Weltall? oder mein Wappen gültiger als die Handschrift des Himmels in Luisens Augen: Dieses Weib ist für diesen Mann?“

Keiner der Geniedramatiker macht sich aber auch weniger Illusionen über die Möglichkeit, jene Forderungen in die Praxis umzusetzen, und keiner erhofft weniger von den herrschenden Verhältnissen als gerade Schiller. Die Schilderung der verrotteten Hofgesellschaft in „Kabale und Liebe“ ist sicher eines der düstersten Zeitgemälde der Sturm- und Drang-Literatur.

Damit ist eigentlich schon Schillers Ansicht über die Mesalliance gegeben. Die Liebe ist vom Weltschöpfer über die Standesschranken gesetzt worden, und Heiraten zwischen Angehörigen der verschiedenen Stände sollten von Gottes und Rechts wegen möglich sein; sie sind es aber nicht bei einer Gesellschaftsordnung, die ganz auf Konvention gestellt ist, und werden es nicht, solange die Welt bleibt, wie sie ist. Den Einwand, daß ja gerade die ungleiche Heirat eine gerechtere Ordnung der Dinge könne herbeiführen helfen, weist er durch den Verlauf, den er das Liebesverhältnis zwischen Ferdinand und Luise nehmen läßt, zurück. An der ehernen Mauer, welche die Stände trennt, müssen die einzelnen zerschellen; um sie zu stürzen, müßten Riesengewalten am Werke sein.

Das letztere gilt vor allem für das Bürgertum, das infolge seiner gedrückten Lage doppelt machtlos ist. Schiller verweist darum seinen Standesgenossen, und er tut es schweren Herzens, alles Hinausstreben über den Stand und ermahnt sie zur Selbstgenügsamkeit und zur strengen Abschließung innerhalb ihrer Sphäre. Ein bürgerlicher Vater kann nicht klüger handeln, als es der alte Miller tut, indem er dem aussichtslosen Liebeshandel seiner Tochter mit dem Sohn des Präsidenten ein plötzliches Ende setzt, weil er weiß, daß sie

„zu Dero Sohnes Frau“ zu schlecht ist. Ebenso hat Luise den Beifall des Dichters, die, nachdem sie zur Erkenntnis ihrer Torheit gekommen, Verzicht leistet, ihren Anspruch auf Ferdinands Herz einen Kirchenraub nennt und von den herrschenden ständischen Ordnungen als von „allgemeinen ewigen Gesetzen“ spricht, denen sie ja in der Praxis für den Bürger tatsächlich gleichkamen. Über die eitle alberne Mutter, die der verkehrten Neigung der Tochter noch Vorschub leistet, weil sie ihr Kind dereinst als gnädige Frau zu sehen sich sehnt, gießt er die volle Schale seines Zornes aus[1]).

Für Schiller erhebt sich, wie für jeden, der zum Problem der Mesalliance Stellung nahm, die Frage: ob nicht der Adel, dank seiner privilegierten Lage, das zu leisten vermöge, wozu der Bürger nicht imstande sei, ob er nicht durch Heraustreten aus seiner ständischen Abgeschiedenheit, durch Überwindung ständischer Vorurteile wirksam an der Umgestaltung der Gesellschaft mithelfen könne. Wagner hatte in seiner „Kindermörderin“ eine Antwort in bejahendem Sinne gegeben; dasselbe scheint auf den ersten Blick auch bei Schiller der Fall zu sein. Er bezeugt Ferdinands unstandesgemäßer Liebe als einer Äußerung schönster Menschlichkeit soviel warme Sympathie, als ob er sie allen adeligen Jünglingen zur Nachahmung empfehlen möchte. Dagegen stellt er in der Person des Präsidenten, der die Mesalliance seines Sohnes nicht zugeben will, den adeligen Standesdünkel in seiner abstoßendsten Häßlichkeit dar. Er höhnt über die seltsamen Ehr- und Ebenbürtigkeitsbegriffe, nach denen ein tugendhaftes Bürgermädchen für einen Edelmann zu schlecht, eine fürstliche Mätresse aber gut genug ist, oder denen zufolge die Verführung einer Bürgerlichen kavaliermäßig, die Heirat mit ihr aber unehrenhaft ist.

Einer solchen optimistischen Auffassung widerspricht aber der tragische Ausgang des Dramas, aus dem doch wohl hervorgeht, daß der Adelige im Grunde sich der sozialen Gewalten ebensowenig erwehren kann wie der Bürger. Ferdinand, der sich der Bürgerfamilie mit den reinsten Absichten naht, der frei wie ein Mann wählen will, der alle sozialen Vorurteile tapfer überwindet, dem Willen seines Vaters trotzt, seine Karriere drangibt und zu jedem Opfer bereit ist, erreicht damit nichts, als daß er außer sich selbst noch die Geliebte und ihr ganzes Haus ins Unglück stürzt. Er selbst muß sich schließlich als schuldig bekennen, weil er die Welt verkannt und Luisens Herz

---

[1]) Vgl. Kabale und Liebe, Schiller W. III, 297 ff., 300 ff., 309, 336, 340 f., 359 ff.

„mit vermessenen Hoffnungen“ gewiegt hat. Über den Abgrund, der die beiden Liebenden trennt, führt keine Brücke, und das Land, in dem ein Ferdinand ohne seinen Stand nur mit Luise und seiner Liebe leben könnte, existiert einstweilen noch nicht. Die gegen den Adel gerichteten Anschuldigungen verwandeln sich schließlich in Anklagen gegen die Gesellschaft als solche. Der Adel aber konnte sich den Bankerott dieser ungleichen Liebe zur dringenden Warnung dienen lassen, sich den Verhältnissen zu fügen und nicht den Frieden bürgerlicher Familien zu stören.

So gelangen schließlich auch diese radikalen Stürmer und Dränger dazu, wie der konservative Gemmingen, zur standesgemäßen Heirat zu raten.

2. Die Konvenienzheirat.

So verschieden die Geniedramatiker auch über die Berechtigung der Mesalliance denken mögen, in einem Punkte sind sie alle einer Meinung: in der Verwerfung der Konvenienzheirat. Selbst ein Gemmingen betrachtet die Liebe als notwendige Zugabe einer standesgemäßen Verbindung [1]. Bei diesem Thema war die Gefahr, mißverstanden zu werden und in unwissenden Köpfen durch Erweckung falscher Vorstellungen und trügerischer Hoffnungen Verwirrung anzurichten, viel weniger groß, als bei dem der ungleichen Heirat; man brauchte deshalb hier keine Rücksicht zu nehmen und seinen revolutionären Gesinnungen keinen Zwang anzutun. Zudem handelte es sich bei der Konvenienzehe nicht um einen Grundpfeiler der bestehenden Gesellschaftsordnung, dessen Sturz den Umsturz aller Dinge herbeigeführt hätte. Es war in diesem Falle Hoffnung vorhanden, durch energische Proteste etwas auszurichten.

Die Sturm- und Drangdramatiker sehen die Konvenienzheirat immerhin in nahem Zusammenhang mit dem Ständeproblem. Sie wird gewissermaßen als eine Spezialität des Adels angesehen. Er ist ja der Stand, in dem man nicht liebt, in dem der kalte Verstand die Gefühle unterdrückt, der von der Kultur überhaupt am meisten angekränkelt ist. Das Thema ließ sich auch von dem der Mesalliance nur schwer trennen. Wollte man zeigen, was der Konvenienzehe fehlte, so konnte man es nicht besser tun, als indem man ihr eine Mesalliance gegenüber stellte. Sie, die ja vom Standpunkt des weltlichen Fortkommens ein schlechtes Geschäft war, die der

[1]) Vgl. Der deutsche Hausvater, Schaubühne II, 48.

herkömmlichen Sitte und allen klugen Berechnungen ins Gesicht schlug, galt den Geniedramatikern mit Recht als die Liebesheirat par excellence, während andrerseits standesgemäße Heirat und Konvenienzheirat für sie beinahe dasselbe bedeuteten.

So ist es nicht zu verwundern, wenn die Kritik an der Konvenienzheirat häufig in eine solche an den privilegierten Ständen ausläuft. Dies ist zum Beispiel in Großmanns Hausvaterdrama „Nicht mehr als sechs Schüsseln" der Fall. Dort dient das von der vornehmen Sippschaft des bürgerlichen Hausvaters ausgeheckte Projekt einer Vernunftehe lediglich der ungünstigen Charakteristik des Adels. Das Glück des Kindes äußern Vorteilen aufzuopfern, ist eben eine von den vielen törichten Gepflogenheiten dieses von allem gesunden Empfinden verlassenen Standes [1]).

Auch bei dem äußerst krassen Beispiel einer Konvenienzheirat, das Schiller in „Kabale und Liebe" bringt, tritt das ständische Moment noch reichlich stark hervor; auch er setzt Mesalliance gleich Liebesheirat und standesgemäße Heirat gleich Konvenienzheirat. Auch er läßt die Konvenienzheirat durch einen typischen Vertreter des Adels in Szene setzen, durch den Präsidenten, der um äußerer Vorteile willen seinen Sohn mit der fürstlichen Mätresse verkuppeln will. Doch interessiert ihn das Problem auch an und für sich, ganz abgesehen von seinen Beziehungen zum Ständeproblem. Die Konvenienzehe erscheint dem Schüler Rousseaus als Produkt der „Mode", als eines der deutlichsten Symptome der durch die verderbte Kultur herbeigeführten Entartung der Menschheit. Die Milfordepisode soll wohl vor allem eine Kritik an den privilegierten Ständen sein; doch richtet sich die Spitze ihrer Tendenz ebensosehr gegen Kultur und Konvention und die verrottete Gesellschaft überhaupt. In was für einem Zustande mußte sich diese befinden, wenn die Heirat eines edlen Jünglings wie Ferdinand mit einer „privilegierten Buhlerin" als etwas Natürliches, Selbstverständliches, ja durch die Pflicht gegen die Familie Gebotenes angesehen wurde!

Anders liegen die Dinge im „Don Carlos", der ja zum Teil eine Familientragödie und die Geschichte einer unglücklichen Konvenienzehe ist. Da läßt Schiller die Polemik gegen den Adel fallen; soziale Tendenzen im engeren Sinne spielen nur noch insofern hinein, als es eben auch hier wieder die Hochgestellten sind, welche die Liebe den

---

[1]) Vgl. Nicht mehr als sechs Schüsseln, Großmann W. II, 25 f.

Konvenienzen, in diesem Falle der Staatsraison[1]), opfern. Die Stimmung hat sich seit der „Luise Millerin" seltsam gewandelt. Die Entrüstung gegen die naturentfremdete Menschheit ist einem mitleidigen Bedauern mit ihr gewichen, das der Dichter in besonderem Maße ihrem bevorzugten Teile spendet, weil für diesen der Weg der Rückkehr zum reinen Menschentum am längsten und beschwerlichsten ist.

Bei Lenz ist, ähnlich wie in der Luise Millerin, das Thema der Konvenienzheirat mit dem der Mesalliance eng verknüpft. Es sind dieselben Dramen, in denen er für diese eintritt und gegen jene eifert. Doch tritt bei seinem Kampf gegen die Vernunftehe viel mehr als bei Schiller die ständische hinter der im Sinne Rousseaus gegen die Konvention im allgemeinen gerichteten Tendenz zurück. Lenz pflegt in seinen Momenten revolutionärer Wut kein Blatt vor den Mund zu nehmen und rücksichtslos alle Konsequenzen aus seinen Ansichten zu ziehen. Dies zeigt sich auch bei seiner Behandlung der Konvenienzheirat. Eine Ehe, bei der das Herz nicht zu seinem Rechte kommt, die also den heiligsten Forderungen der Natur widerspricht, kann gar nicht als wirkliche Ehe betrachtet werden, und kein priesterlicher Segen wird sie je dazu machen. Die landläufige Moral, die den Grundsatz der Heiligkeit der Ehe auch auf die Konvenienzheirat anwendet, lehnt der Dichter ab. Ein Weib ist in den Armen seines Geliebten unbefleckter und unschuldiger als in den Armen des Gatten, dem es wider seinen Willen angetraut worden ist[2]). Eine Illustration hierzu bildet das Drama „Die Freunde machen den Philosophen", in dessen als unmoralisch verpönter Schlußszene der Mann, dem die Heldin aus Familienrücksichten ihre Hand gereicht hat, noch am Hochzeitstage seine Gattin dem Geliebten übergibt, damit sie mit diesem eine — im Lenzschen Sinne — rechtmäßige Ehe führen könne[3]).

Klinger endlich löst dann die Konvenienzheirat aus ihren Beziehungen zum Ständeproblem völlig heraus. Vielleicht ist er noch insofern von der Tradition beeinflußt, als er die Konvenienzheirat — es handelt sich um den Fall der Gesandtin im „Leidenden Weib"[4]), der die Vorgeschichte zu dem tragischen Konflikt bildet — in einer

---

[1]) Vgl. Minor, Schiller II. 540 f.

[2]) Vgl. Henriette von Waldeck, Lenz W. III, 230.

[3]) Vgl. Die Freunde machen den Philosophen, Lenz W. III, 140 ff., 144 f.

[4]) Vgl. Das leidende Weib, Klinger J. W. I, vor allem 171, wo angedeutet wird, daß der Vater seine Hand im Schicksal der Tochter gehabt hat.

adeligen Familie vollzogen werden läßt. Indes legt Klinger auf das ständische Moment so wenig Gewicht, daß die Begebenheit sich ebensowohl in einem bürgerlichen Milieu, in der Familie des Musikers Miller oder des Metzgers Humbrecht, hätte zutragen können. Für den unglücklichen Ausgang der Ehe wird zwar nicht allein der Umstand verantwortlich gemacht, daß sie eine Vernunftsehe ist; eine Haupttendenz des Stückes geht bekanntlich gegen die Lesewut der Frauen, und ein großer Teil der Schuld wird den schlechten Büchern zugeschrieben, mit denen sich die Gesandtin abgegeben hat. Dennoch darf das „Leidende Weib“ als ein Protest gegen die Konvenienzehe angesehen werden. Klinger, der sonst in seinen Jugenddramen den Mund gern recht voll nimmt und mit Keulenschlägen dreinschlägt, zeigt sich in diesem Fall als überlegter und geschickter Polemiker. Er läßt absichtlich — und darin weicht er von sämtlichen Stürmern und Drängern, die dieses Thema behandelt haben, ab — die materiellen Rücksichten bei der Heirat seiner Heldin keine Rolle spielen; denn daß das Herz gegenüber äußern Vorteilen recht hatte, war eigentlich für einen Geniedramatiker selbstverständlich und brauchte nicht erst erwiesen zu werden. Dies ist wohl auch der Grund, warum er vom Ständischen gänzlich absieht. Die Konvenienzen sind, wenn man so sagen darf, moralischer Art; der vom Vater bevorzugte Bewerber bietet alle moralischen Garantien, während der, den die Tochter liebt, ein haltloser Mensch ist und es sein Leben lang bleibt. Die Handlungsweise des Vaters entspringt nicht seinem Eigensinn, sondern der väterlichen Besorgnis um das Wohl des Kindes; sie ist begreiflich, ja sie scheint bis zu einem gewissen Grade gerechtfertigt. Indem Klinger den einen Fall herausgreift und widerlegt, wo die Konvenienzheirat sich in einen Schein von Recht hüllen kann, vertreibt er den Feind aus seiner sichersten Position, und dieser erlebt eine viel gründlichere Niederlage, als sie ihm je bei einem der andern Sturm- und Drangdramatiker zuteil geworden ist.

IV. Das Schicksal der Kindsmörderinnen.

Ein Abschnitt über die Kindsmörderin und ihr Schicksal im Sturm- und Drangdrama läßt sich am besten hier nach demjenigen über Mesalliance- und Konvenienzheirat anfügen. Er bildet gewissermaßen den Abschluß zu diesem, gerade so, wie in Wirklichkeit nicht selten ein Kindsmord als trauriger Schlußakt auf eine gegen Konvention und Standesvorurteile verstoßende Liebschaft folgte.

1. Humanitäre Bestrebungen im 18. Jahrhundert zugunsten einer milderen Behandlung der Kindsmörderin.

Die nahe Verwandtschaft des Problems mit dem Ständeproblem würde an sich schon genügen, das Interesse der Geniedramatiker dafür zu erklären. Indes hat hier die Aktualität der öffentlichen Erörterung mehr als bei irgendeinem andern sozialen Problem auf das Drama eingewirkt. Das Thema des Kindsmords war bei den Schriftstellern des 18. Jahrhunderts, namentlich aus dessen zweiter Hälfte, sehr beliebt, und die Frage, ob dem Verbrechen am besten durch Strenge oder durch Milde zu steuern sei, bewegte damals allgemein die Geister. Gelehrte Männer und Laien, Juristen und Theologen oder Philantropen wie Pestalozzi bemühten sich um ihre Lösung. Unter anderm stellte die Mannheimer Akademie als Preisfrage auf, welches die besten und ausführbarsten Mittel seien, „dem Kindermorde abzuhelfen, ohne die Unzucht zu begünstigen“ [1]).

Aus der gelehrten Literatur griff dann das Thema auf die schöne Literatur über und wurde zu einem häufig verwendeten Balladen-, Roman- und Dramenmotiv. Seine Beliebtheit bei den Dichtern jener Epoche verdankt es nun freilich nicht nur seiner sozialen Bedeutung und dem Umstand, daß man im lehrhaften 18. Jahrhundert auch die Dichtung allen möglichen Tendenzen dienstbar machen zu müssen glaubte; es bot zugleich auch eine Menge poetischer Möglichkeiten und ließ sich, je nach Wunsch, rührselig, pathetisch oder schauerlich gestalten. Seine dichterische Verwendbarkeit war erkannt und ausgenutzt worden, lange, bevor das Denken der sozialen Theoretiker sich daran versucht hatte, wenn auch diese letztere Tatsache ohne Zweifel viel dazu beitrug, es literarisch in die Mode zu bringen. Lange bevor Bürger seine schon stark tendenziös gehaltene Ballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenheim“ schrieb, hatten volkstümliche Balladen sich des Stoffes bemächtigt.

Doch kehren wir wieder zu den Theoretikern zurück. Was ihre Aufmerksamkeit auf das Thema hinlenkte, war nicht zuletzt das häufige Vorkommen des Kindsmordes. Das Übel schrie tatsächlich nach Abhilfe. Ein sittlicher Fehltritt war bei dem herrschenden Leichtsinn und den lockern Anschauungen der damaligen Zeit leicht geschehen, wurde aber grausam bestraft. Der unglücklichen Verführten warteten,

---

[1]) Vgl. Erich Schmidt, Wagner 1879, 89 ff., bes. 92 f., Minor, Schiller I, 471.

wenn die Folgen ihres verbotenen Umgangs entdeckt wurden, harte, entehrende Bußen, wie öffentliches Auspeitschen, an den Pranger stellen, Halseisen oder Kirchenbuße „im Sünderhemdchen“ [1]). Man begreift, daß unter so bewandten Umständen eine uneheliche Mutter alles tat, um die Spuren ihres Fehltritts soviel wie möglich zu verdecken. — In den Schriften über den Kindsmord verbinden sich, wie gerade die Antworten auf die Mannheimer Preisfrage zeigen, zwei verschiedene Tendenzen, wovon die eine auf milde Bestrafung der Kindsmörderin, die andere auf Verhütung des Verbrechens ausgeht.

Die erste entspringt aus der milden, humanen, toleranten Gesinnung, die für jenes Zeitalter bezeichnend ist und die teils aus der herrschenden Empfindsamkeit, teils aus der optimistischen Auffassung der Menschen und Dinge stammte, die man damals allgemein hegte. Diese Gesinnung tritt sehr deutlich in der Beurteilung des Verbrechers zutage. Man verlangt nicht nur eine menschlichere Behandlung für ihn, als sie bei dem alten, barbarischen, ganz auf das Prinzip der Abschreckung gestellten Gerichtsverfahren möglich war, man beurteilt ihn auch günstiger; er ist weniger Bösewicht, als schwacher Verführter, das bedauernswerte Opfer eines moralischen Krankheitsanfalles. An die Stelle der starren Vergeltung soll darum die Hebung und Rettung des Sünders, in dem immer noch ein Rest der ursprünglichen Güte vorhanden ist, treten.

Eine solche Milde des Urteils forderte begreiflicherweise kein anderes Verbrechen in so hohem Maße heraus wie gerade der Kindsmord. In der Tat fordern die meisten Schriftsteller, die sich mit der Frage befassen, Mäßigung der Strafe und vor allem Abschaffung der Todesstrafe. Sie suchen mildernde Umstände geltend zu machen. Die Tat wird als Ausfluß der Verzweiflung, also eines nicht zurechnungsfähigen Zustands hingestellt, in den die Furcht vor der Schande und das Gefühl trostloser Verlassenheit die Unglückliche gestürzt haben [2]). Zwar wird dieser humane Standpunkt nicht in allen Schriften über den Kindsmord vertreten. Die Furcht, daß durch ein allzu gelindes Verhalten gegenüber der Verbrecherin dem Verbrechen selbst Vorschub geleistet werde, ist offenbar der Grund, warum ein Mitarbeiter des „Schwäbischen Magazins“ in seiner Antwort auf die oben genannte Preisfrage die Beibehaltung der Todesstrafe empfiehlt.

---

[1]) Vgl. Biedermann I, 343 ff.; II, 1, 498 ff.

[2]) Vgl. das bei Erich Schmidt, Wagner 1879, 93 angeführte Beispiel aus Schlossers Schrift: „Die Wudbianer“.

Dies führt uns eigentlich schon zur zweiten Tendenz, die gegen das Verbrechen an sich gerichtet ist. In der richtigen Erkenntnis, daß es besser sei, dem Kindsmorde zu steuern, als bloß dessen Folgen für die Mörderin unschädlich zu machen, spürt man den Wurzeln des Übels nach und schlägt, wenn man diese gefunden zu haben glaubt, Mittel zur radikalen Ausrottung vor. Zunächst sind es die unmittelbaren Veranlassungen zur Tat, die Schande, die Verlassenheit, die elende materielle Lage der unehelichen Mutter, auf welche die betreffenden Schriftsteller ihr Augenmerk richten. Sie möchten das Los der Verführten und Verlassenen bessern, den Verführer zur Heirat zwingen oder ihn wenigstens irgendwie in Mitleidenschaft ziehen, dem Mädchen die materielle Unterstützung der Eltern oder des Staates zusichern und vor allem die Schande aufheben, welche die unbarmherzige Gesellschaft auf es wälzt. Dieses letztere Ziel wollen sie durch Abschaffung der entehrenden kirchlichen und gerichtlichen Bußen erreichen und — durch die Errichtung von Findelhäusern, die es der Mutter möglich machen, sich des kompromittierenden Beweises verbotener Liebe auf gute Manier zu entledigen [1]). Sogar der gestrenge Verfasser des Artikels im „Schwäbischen Magazin" will, daß man die „Hure" vor Schande und Elend bewahre [2]).

Indes sind sich alle diese Theoretiker bewußt, daß mit diesen paar äußern Reformen noch wenig erreicht würde. Selbst wenn man damit dem Kindsmord wirksam entgegenarbeiten könnte, so bliebe doch noch genug des Elends bestehen. Namentlich wäre das Los des vaterlos und außerhalb einer geordneten Familiengemeinschaft aufwachsenden unehelichen Kindes ein wenig beneidenswertes und sein dem Tode entrissenes Leben ein Gut von zweifelhaftem Werte [3]). Bei allen läuft deshalb der Kampf gegen den Kindsmord in einen Kampf gegen dessen tiefste und innerste Ursachen, gegen Verführung und Unsittlichkeit, aus. Und da ist denn bemerkenswert, daß neben Trägheit, Unmäßigkeit, Luxus, schlechter Erziehung auch die sozialen Verhältnisse verantwortlich gemacht werden: die Zustände von Hof und Adel, die Armut des niedern Volkes, die Hindernisse, die sich etwa der Eheschließung in den Weg stellen und endlich auch „der meist ehrlose, so mehr um sich greifende Soldatenstand". Und wenn

---

[1]) Vgl. die Antworten von Pfeil, Kreuzfeld und Klingenstein auf die Mannheimer Preisfrage; Inhaltsangabe bei Erich Schmidt, Wagner, 1875, 60.

[2]) Vgl. Minor, Schiller I, 471.

[3]) 1783 erschien eine „Bittschrift der unehlich erzeugten Bürgern Teutschlands an die teutsche Landesherren". Vgl. Erich Schmidt, Wagner 1875, 60.

man einerseits nach verschärfter Sittenpolizei und verbesserter Volkserziehung ruft, so verlangt man auf der andern Seite die Beförderung der Ehen, des Wohlstandes im niedern Volke, die Bekämpfung der schlimmen Sitten der Höfe, die damals die Gültigkeit von sozialen Einrichtungen erlangt hatten.

2. Das Problem im Sturm- und Drangdrama.

Die Stürmer und Dränger lassen sich nirgends auf eine systematische Behandlung des Problems ein. Bei den Balladen ist eine solche ja von vornherein ausgeschlossen, aber auch im Roman und im Drama, wo doch längere lehrhafte Exkurse nichts Außergewöhnliches sind, werden immer nur einzelne Punkte herausgegriffen. Auf den ersten Blick erscheint deren Wahl ziemlich planlos und ganz durch das subjektive Gutdünken des Dichters bestimmt; bei näherem Zusehen gewahrt man indessen, daß es meistens diejenigen sind, die zu einem der großen, wichtigen Grundprobleme hinüberleiten, und an deren Darstellung sich die Polemik gegen irgendeines der sozialen Grundübel knüpfen ließ.

a) **Milderung der Strafe.**

So protestieren alle Dichter, die das Thema behandeln, gegen die Todesstrafe. Eine Ausnahme macht der junge Schiller in seiner Ballade „Die Kindsmörderin", der, einer alten Balladentradition folgend, den Tod als eine erlösende Wohltat für die unglückliche Mutter hinstellt [1]). Aus einer andern Ballade jener Zeit dagegen, Bürgers „Des Pfarrers Tochter von Taubenheim" spricht deutlich das Grauen über das schreckliche Los der Verbrecherin. Im letzten Akt von Wagners „Kindermörderin" wirft der reuige Verführer dem Gerichtsbeamten, der mit trockenem Behagen den Fall als regelrechten, todesstrafwürdigen Kindesmord konstatiert, seine „kriminalistische Unfühlbarkeit" vor [2]). Ihr zum Trotz will er, im vollen Einverständnis mit dem Dichter, beim obersten Gerichtshof um Gnade für seine Geliebte flehen. „Ich möchte kein Fürst seyn," heißt es in Gemmingens „Deutschem Hausvater", „der das Todesurtheil einer Kindermörderin unterschrieben, kein Diener seyn, der dazu gerathen hätte. Wäre ich Fürst ich würde denken, daß bei dem Austritt aus diesem Leben all die bekannten und unbekannten Mörderinnen und Ermordeten mir verzweiflungsvoll

[1]) Vgl. Die Kindesmörderin, Schiller W. I, 30 ff.: Freudig eilt' ich, in dem kalten Tode Auszulöschen meinen Flammenschmerz."

[2]) Vgl. Die Kindermörderinn, Litteraturdenkmale XIII, 85.

entgegen kämen [1]). „Und hätt' ich Gottes Richtschwert geführet," erklärt Maler Müller im „Nußkernen", „Gnade hätt' ich ihr gegeben, hätt' mit Barmherzigkeit und Milde ihr zerschlagnes Herz erquickt".[2])

Selbst der junge Goethe, der sonst seine Dramen nicht zur Verfechtung von Tendenzen hergibt, und der besonders die sozialen gerne links liegen läßt, lehnt sich im „Faust" gegen die Härte auf, mit der die Gesetze die Kindsmörderin behandeln. Die Szene „Trüber Tag, Feld" [3]), die zu den ältesten Teilen des Urfaust gehört, bezeichnet die eigentliche Stellungnahme des Dichters. Gretchens schließliche Unterwerfung unter das Gericht Gottes hebt Fausts bittere Vorwürfe gegen die richtende gefühllose Menschheit nicht auf, die durch des Mephistopheles kaltes: „Sie ist die erste nicht" nur verstärkt werden: „Jammer! Jammer! von keiner Menschenseele zu fassen dass mehr als ein Geschöpf in die Tiefe dieses Elends sanck, daß nicht das erste in seiner windenden Todes noth genug that für die Schuld aller übrigen vor den Augen des Ewigen."

Lenz endlich wendet sich — nicht in einem seiner Dramen sondern in der „Zerbin" betitelten Erzählung — gegen eine besonders barbarische gesetzliche Bestimmung, derzufolge bei Todesfall des neugeborenen unehelichen Kindes ohne weiteres Kindsmord angenommen wird, wenn die Mutter vorher ihre Schwangerschaft verhehlt hat, selbst wenn keine Spuren von Gewalttat an dem Kinde bemerkbar sind. Die Heldin der Geschichte erleidet auf diese Weise unschuldig den Tod als Kindsmörderin [4]). Lenz richtet bei dieser Gelegenheit eine pathetische Ermahnung zur Milde an die Richter: „O, Richter, Richter, habt ihr die Gefühle eines jungen Mädchens je zu Rate gezogen, wenn ihr über ihre Tat zu sprechen hattet? Ahntet ihr, was das heißt, seine Schande einer andern entdecken, was für Überwindung das kostet, was für ein Kampf zwischen Tod und Leben in einer weiblichen Seele, die noch nicht schamlos geworden ist, da entstehen muß?"

In Wagners Drama ist nicht bloß die vorhin zitierte Stelle ein Protest gegen die über die Kindsmörderin verhängte Todesstrafe, sondern das ganze Drama, welches das unglückliche Mädchen Schritt für

---

[1]) Der deutsche Hausvater, Schaubühne II, 56.

[2]) Das Nußkernen, Maler Müller W. I, 305.

[3]) Urfaust, Goethe W. XXXIX, 308 ff.

[4]) Zerbin, Lenz W. V, 101 f.

Schritt der Verzweiflung zutreiben läßt, namentlich aber der letzte Akt, in dem es, vom Wahnsinn befallen, die Tat vollbringt. Evchen Humbrechts Wahnsinn ist typisch für das Sturm- und Drang-Drama. Wagner teilt mit den andern Dichtern die Ansicht, daß eine Kindsmörderin im Augenblick des Verbrechens geistig nicht zurechnungsfähig sei. Wenn nicht Sanftmut und Liebe durch die unsäglichen Leiden in Raserei und Blutdurst umgewandelt worden wären, meint Maler Müller, „wie in aller Welt wär's denn sonst möglich? Wo kann eine Mutter seyn, die ihr Erzeugtes nicht liebet? Es müßte Gott, der alles so vollkommen gemacht, einen Fehlgriff in die Schöpfung getan haben und sein Meisterwerk hier unvollkommen sein." So ist Gretchen wahnsinnig (Goethe beschuldigt Wagner deshalb des Plagiats); Hannchen im „Nußkernen" hat merkwürdige visionäre Zustände; die Pfarrerstochter zu Taubenheim und die Kindsmörderin in Schillers Ballade handeln beide in einem Moment geistiger Umnachtung[1]). Gemmingen endlich spricht davon, daß die Leiden einem solchen Mädchen das Gehirn verrückten und es zur Raserei trieben. Wahnsinn ist der große Milderungsgrund, den sie der unerbittlichen Strenge der Gesetze entgegenhalten; Wahnsinn, hervorgerufen durch die Angst vor der Schande, vor dem Hohn der Welt, der Unbarmherzigkeit der Verwandten, und begünstigt (nach Maler Müller und Gemmingen) durch physische Ursachen, durch die Schmerzen der Geburt, durch die geschwächten Nerven nachher[2]). Durch diese Proteste geht, wie wir sehen, jener humane Zug, von dem schon oben die Rede war. Er ist dem ganzen 18. Jahrhundert eigen, auch dem Sturm und Drang, zu dessen Wesen ja Empfindsamkeit ebensogut gehört wie Kraftgenialität.

Doch der Eifer, mit dem die Dichter ihre Angriffe gerade gegen diesen einen Punkt richten, entspringt gewiß nicht nur der Sympathie für den Unterdrückten, sondern ebensosehr dem Haß gegen die unterdrückenden Mächte, gegen Gesetze, Gesetzgeber, Gesetzvollstrecker, gegen die nach ihren Begriffen verderbte Staatsgewalt überhaupt. Die Härte der Gesetze gegen die Kindsmörderin ist eben eines der vielen Beispiele für die Reformbedürftigkeit dieser Staatsgewalt, deren Un-

---

[1]) Des Pfarrers Tochter von Taubenheim, Deutsche Nationallitteratur LXXVIII, I, 246. Strophe 34 beginnt: „Erst, als sie vollendet die blutige That / Mußt' ach! ihr Wahnsinn sich enden." Vgl. auch Die Kindesmörderin, Strophe 10 u. 11, Schiller W. I, 32f.

[2]) Vgl. Der deutsche Hausvater, Schaubühne II, 56, 79b; Das Nußkernen, Maler Müller W. I, 306.

gerechtigkeit hier, gegenüber den schwächsten, wehrlosesten aller Wesen, besonders grell zutage tritt; sie bietet den Sturm- und Drang-Dichtern willkommenen Anlaß, eine ihrer Haupt- und Lieblingstendenzen, eben die gegen den verderbten Staat gerichtete, zu verfechten. Deutlich ist der Zusammenhang in Wagners „Kindermörderinn" zu erkennen. Dieselbe Obrigkeit, die Evchen Humbrecht gegenüber die kriminalistische Unfühlbarkeit hervorkehrt, plagt und unterdrückt auch die Bürger; durch das ganze Drama geht das Bestreben, alles, was mit dieser Obrigkeit zusammenhängt, schlecht zu machen. Evchen Humbrecht wird verurteilt; ein Gerichtsdiener dagegen, der ein Kind zu Tode geprügelt hat, darf ruhig seines Amtes weiter walten[1]). Auch Gemmingen, der sonst ein Anhänger der alten Staatsordnung ist, scheint einen Augenblick zu zögern, ob die große Macht in der Hand eines Einzelnen wirklich nur von gutem sei. Die vorhin zitierte Stelle, wo er dem Fürsten, der das Todesurteil einer Kindsmörderin unterschreibt, mit dem Gerichte nach dem Tode droht, erinnert uns an andere ähnliche, wie wir sie bei den ausgesprochenen Tyrannenhassern unter den Stürmern und Drängern finden[2]).

b) **Bekämpfung der Ursachen.**

Dieselbe Beobachtung drängt sich auf, wenn die Stürmer und Dränger den Ursachen der häufigen Kindsmorde nachspüren; diejenigen sind ihnen vor allem wichtig, welche irgendwie Wasser auf die Mühle ihrer Lieblingstendenzen leiten.

Als ein Hauptmotiv zur Tat erscheint in allen genannten Fällen die Furcht vor dem Zorn der Eltern und Anverwandten. Evchen Humbrecht spricht sich selbst in diesem Sinne aus[3]). Das Stück ist u. a. auch eine Anklage gegen jenen Egoismus der Eltern, der beim Fehltritt der Tochter nicht an ihr Unglück, sondern nur an sich und die ihm zugefügte Schande denkt. Maler Müller hält solche Anverwandten, die, statt die werdende Mutter zu trösten und ihren Schmerz zu lindern, sie durch ihre Vorwürfe noch mehr zerrütten, für schuldiger an dem Verbrechen als die Täterin selbst und möchte, daß,

---

[1]) Vgl. die Kindermörderinn, Litteraturdenkmale XIII, 63 f.

[2]) Zum Beispiel in Schillers „Kabale und Liebe" und Leisewitzens „Julius von Tarent".

[3]) Vgl. Die Kindermörderinn, Litteraturdenkmale XIII, 83: „.... die Furcht vor ihm, mein Vater . . . . brachte mich in Verzweiflung."

wenn schon das Gesetz einschreite, sie auch bestraft würden[1]). Auch Gemmingen beklagt die Härte, welche Eltern gemeiniglich der gefallenen Tochter erzeigen[2]). Bürger endlich schildert in seiner Ballade einen schauerlichen Auftritt zwischen der verführten Pfarrerstochter und ihrem Vater, der sie mißhandelt und sie unter schrecklichen Flüchen zum Hause hinauswirft. Der uns von einem frühern Kapitel her wohlbekannte Kampf gegen den Mißbrauch der elterlichen Gewalt wird also hier nochmals aufgenommen.

Neben der unbarmherzigen Familie wird die unbarmherzige Gesellschaft als Hauptschuldige angeklagt, die nicht nur die Mutter mit Schmach und Hohn übergießt, sondern auch das Kind mit lebenslänglicher Schande straft. „Hätte sie das Kind allein in einer Wüste unter wilden Tieren zur Welt gebracht," heißt es in Maler Müllers „Nußkernen" von der Kindsmörderin, „gewiß hätte sie es nicht ermordet. O Menschen, Menschen! Ihr seyd ärger als Thiere!"[3]) Meist läßt der Dichter die Mutter in dem Augenblick das Verbrechen begehen, wo sie das Schicksal des Kindes bedenkt, wo sie erkennt, daß das Kind seiner Mutter einst wird fluchen müssen[4]). Dies gibt den Stürmern und Drängern Gelegenheit, in den Rousseauschen Gegensatz gegen die in Konvention versunkene Gesellschaft einzulenken; die verderbte, heuchlerische Gesellschaft, die innerlich faul ist, aber um so strenger auf äußere Korrektheit hält und lieber die ärgsten Greuel als die Mißachtung einer Sitte duldet. Ganz unumwunden gibt der eine oder andere zu, daß ihm die Konvention an sich nicht viel bedeute, daß er den ungesetzlichen Liebesbund über die gesetzlich sanktionierte Konvenienzheirat stelle, und daß ein Jungfernkind, „so in wahrer Liebe gezeugt", mehr Aussicht auf eine glückliche Begabung habe als mancher Sprößling einer rechtmäßigen Ehe[5]).

Endlich erscheint in der Dichtung des Sturmes und Dranges der Kindsmord immer als die Folge eines nicht standesgemäßen Liebesverhältnisses. Der Verführer ist meistens (außer bei Maler Müller) von Adel, die Verführte ein Bürgermädchen. Die Schuld tragen die Adelsvorurteile, die eine Kluft zwischen beide Stände setzen; die Schuld trägt ferner die adelige Überheblichkeit, die gegen den Bürger alles für erlaubt hält, ihm aber nichts schuldig zu sein glaubt. Warum

---

1) Vgl. Das Nußkernen, Maler Müller W. I, 308.

2) Der deutsche Hausvater, Schaubühne II, 79b.

3) Das Nußkernen, Maler Müller W. I, 305f.

4) So in Schillers Ballade und bei Wagner.

5) Das Nußkernen, Maler Müller W. I, 307f.

die Stürmer und Dränger unter allen Ursachen gerade diese hervorheben, liegt auf der Hand; sie führt mitten ins Ständeproblem, also in ein soziales Kernproblem des Sturmes und Dranges hinein. Auch die von einem Theoretiker[1]) geäußerte Ansicht, unter die Ursachen der Kindsmorde sei „der meist ehrlose, so mehr um sich greifende Soldatenstand" zu rechnen, findet sich in Wagners „Kindermörderin" angedeutet; der Verführer Gröningseck ist Offizier und führt das liederliche Leben seiner Berufsgenossen; andrerseits hindern ihn gerade die Vorschriften seines Standes daran, sein Unrecht gegen Evchen rechtzeitig zu sühnen.

So laufen denn für die Stürmer und Dränger im Kindsmörderinnenproblem die wichtigsten Fäden ihrer revolutionären Tendenzschriftstellerei zusammen; die Kritik an dem einen sozialen Mißstand erweitert sich zur Kritik an der ganzen verfehlten Gesellschaftsordnung.

Bibliographie.

Ausgaben:

v. Bernstorff, Johann Joachim Carl, Die verlorene Unschuld, Göttingen im Verlag bey Victorinus Bessügel 1775 (zit.: Die verlorene Unschuld).

v. Braunschweig, Herzog Heinrich Julius. Dramen, herausgegeben von Julius Tittmann, Leipzig 1880.

Bürger, Gottfried August, Gedichte, herausgegeben von A. Sauer. Kürschner, Deutsche Nationallitteratur, Bd. LXXVIII, 1 und 2.

Diderot, Œuvres complètes, par J. Assézat, Paris, Garnier frères, 1875 (zit. Diderot, Œuvres).

Fielding, Henry, The History of Tom Jones, A. Foundling. London, Bell and Sons, Ltd. 1910.

v. Gemmingen, Otto, Der deutsche Hausvater, oder die Familie, ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Neueste deutsche Schaubühne für 1807, VI. Bd., II. Teil, Frankfurt und Leipzig (zit.: Der deutsche Hausvater, Schaubühne II).

Gerstenberg, Ugolino, eine Tragödie in fünf Aufzügen. Hamburg und Bremen. Bey Johann Heinrich Cramer, 1768.

Goethe Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, Weimar, Hermann Böhlau (zit. Goethe W.).

Gottschedin, Lustspiele. Herausgegeben von Reinhard Buchwald und Albert Köster, Leipziger Bibliophilen-Abend, 1909.

Großmann, F. G. W., Nicht mehr als sechs Schüsseln, ein Familiengemälde. Berlin und Leipzig, 1780. In: Großmanns dramatische Schriften (zit.: Großmann W.).

Heinse, Wilhelm, Sämtliche Werke. Herausgegeben von Carl Schüddekopf, Leipzig, Inselverlag, 1906 (zit.: Heinse W.).

---

[1]) Kreuzfeld; vgl. Erich Schmidt, Wagner 1875, 60.

Hebbel, Friedrich, Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe von Richard Maria Werner, Berlin 1901 (zit.: Hebbel W. und Hebbel Tagebücher).
Klinger, Friedrich Maximilian, Dramatische Jugendwerke. In drei Bänden herausgegeben von Hans Berendt und Kurt Wolff, Leipzig 1912 (zit.: Klinger, J. W.).
— Neues Theater. St. Petersburg, bei Christian Tornow & Cie., Leipzig, in Kommission bey F. G. Jacobäer, 1790.
— Oriantes, ein Trauerspiel in fünf Akten, Frankfurt und Leipzig, 1790 (zit.: Oriantes).
— Theater. Riga, bei Johann Friedrich Hartknoch, 1786 (zit.: Klinger Theater).
— Theater, Königsberg, 1815.
Klopstock, Friedrich Gottlieb, Die Gelehrtenrepublik. Klopstock, Sämtliche Werke VIII, Leipzig, Göschen, 1839.
Laukhard, Magister, Sein Leben und seine Schicksale, von ihm selbst beschrieben. Herausgegeben von Heinrich Schnabel, München, 1912.
Leisewitz, Johann Anton, Julius von Tarent und die dramatischen Fragmente. Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert, XXXII.
Lenz, Jakob Michael Reinhold, Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Franz Blei, München und Leipzig, 1909 (zit.: Lenz W.)
— Über die Soldatenehen, zum ersten Male herausgegeben von Karl Freye, Leipzig, 1914.
Lessing, G. E., Sämtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Lachmann. Dritte Auflage von Franz Muncker, Stuttgart, 1886 (zit. Lessing W.)
Lillo, George, George Barnewell, A Tragedy. The British Theater, or A collection of Plays, Printed by Mrs. Inchbald, vol. XI, 4. London, Longmann, Hurst, Rees and Orme, Paternoster Row, 1808.
Mercier, Louis Sébastien, Nouvel Essai sur l'art dramatique, Amsterdam chez E. van Harrevelt, 1773.
Molière, Œuvres, par Eugène Despois et Paul Mesnard, Paris, Hachette, 1881.
Möller, Heinrich Ferdinand, Der Graf von Walltron oder die Subordination. Ein Originaltrauerspiel in fünf Aufzügen. Frankfurt a. M., bey Johannes Bayrhoffer, 1777.
— Sophie oder Der gerechte Fürst. Ein Originalschauspiel in drey Aufzügen. Aufgeführt auf dem kurfürstlichen Theater zu München 1777.
Montesquieu, De L'Esprit des Lois, Nouvelle Edition, Paris, Garnier Frères.
— Lettres Persanes, Nouvelle Edition, Paris, Garnier Frères.
Moritz, Karl Philipp, Anton Reiser, Ein psychologischer Roman. Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert, XXIII.
v. Moser, Friedrich Carl, Der Herr und der Diener, geschildert mit patriotischer Freiheit. Frankfurt, verlegt von Johann August Raspe, 1759.
Müller (Maler Müller), Fausts Leben. Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert, III.
— Werke. Ausgabe in drei Bänden, Heidelberg, bei Mohr und Zimmer, 1811 (zit.: Maler Müller W.).

Rousseau, Jean Jacques, Emile, ou de l'Éducation, Amsterdam, 1762 (zit.: Emile).

— Julie, ou la Nouvelle Héloïse, Lettres de deux Amants. Paris, Garnier Frères.

Schiller, Briefe, herausgegeben von Fritz Jonas. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien (zit.: Jonas).

— Sämtliche Werke, Säkular-Ausgabe. Stuttgart und Berlin, Cotta (zit.: Schiller W.).

— Sämtliche Schriften, Historisch-kritische Ausgabe von Karl Goedeke. Stuttgart, 1867, I. Teil.

— Die Räuber, herausgegeben von B. Boxberger. Kürschner, Deutsche Nationallitteratur, CXX.

Schubart, Christian Friedrich Daniel, Sämtliche Gedichte, herausgegeben von A. Sauer (Stürmer und Dränger, III. Teil). Kürschner, Deutsche Nationallitteratur, LXXXI.

Soldatengespräche, Zur Pflanzung der Gottseligkeit unter den Soldaten eingerichtet, zehende Auflage, 1791.

Sprickmann, A. M., Die natürliche Tochter, ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Münster in Westfalen, bey Philipp Heinrich Perrenon (zit.: Die natürliche Tochter).

— Der Schmuck, ein Lustspiel in fünf Aufzügen, Originalausgabe. Münster, bey Philipp Heinrich Perrenon, 1780 (zit.: Der Schmuck).

Stolberg, Friedrich Leopold, Gedichte, Der Göttinger Dichterbund, III. Teil. Kürschner, Deutsche Nationalliteratur, L, 2.

v. Törring, Graf Joseph August, Agnes Bernauerinn. Das Drama der klassischen Periode, herausgegeben von Adolf Hauffen. Kürschner, Deutsche Nationallitteratur, CXXXVIII.

Wagner, Heinrich Leopold, Die Kindermörderinn, ein Trauerspiel. Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. In Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert, XIII (zit.: Die Kindermörderinn).

— Die Reue nach der That, ein Schauspiel. Frankfurt am Mayn, bey den Eichenbergischen Erben, 1775 (zit.: Die Reue nach der That).

— Der wohltätige Unbekannte, eine Familien-Szene. Frankfurt am Mayn, bey den Eichenbergischen Erben, 1775.

Wieland, C. M., Der goldene Spiegel. Wielands Werke, Hempelsche Ausgabe. Berlin, 18. und 19. Teil.

Literatur:

Berger, Karl, Schiller, sein Leben und seine Werke, 8. Aufl. München, 1914.

Biedermann, Karl, Deutschland im 18. Jahrhundert, 2. Auflage, Leipzig, 1880 (zit.: Biedermann).

Clarke, Ch. H., Fielding und der deutsche Sturm und Drang. Diss. Freiburg i. B., 1897.

Eloesser, Arthur, Das bürgerliche Drama, seine Geschichte im 18. und 19. Jahrhundert, Berlin 1898 (zit.: Eloesser).

Flaischlen, Cäsar, Otto Heinrich von Gemmingen, Diss. Zürich 1890. Mit einer Vorstudie über Diderot als Dramatiker (zit.: Flaischlen, Gemmingen).

Gluth, Oskar, Lenz als Dramatiker. Diss. München, 1912.

Hettner, Hermann, Literaturgeschichte im 18. Jahrhundert, III. Teil: Die deutsche Literatur im 18. Jahrhundert, 6. Aufl. Braunschweig, 1913 (zit.: Hettner III, 1, 2 und 3).

Kettner, Gustav, Lessings Dramen im Lichte ihrer und unserer Zeit, Berlin 1904.

Kutschera von Aichberg, Gregor, Johann Anton Leisewitz, ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert, Wien, 1876.

Lichtenberger, André, Le socialisme au XVIII^e siècle, Paris, Felix Alcan, Editeur, 1895.

Liebe, Georg, Der Soldat in der deutschen Vergangenheit. Leipzig, 1899. Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, herausgegeben von Georg Steinhausen (zit.: Liebe).

Minor, Jakob, Schiller, sein Leben und seine Werke. Berlin, 1890 (zit.: Minor, Schiller).

Nußberger, Max, Schiller als politischer Dichter. Zürich, Rascher, 1917.

Rieger, Max, Klinger in der Sturm- und Drangperiode. Darmstadt, 1880 (zit.: Rieger, Klinger I).

— Klinger in seiner Reife. Mit einem Briefbuch, Darmstadt, 1896 (zit.: Rieger, Klinger II).

Rosanow, M. N., Jakob M. R. Lenz, Der Dichter der Sturm- und Drangperiode. Deutsch von C. Gütschow, Leipzig, 1909.

Sauer, August, Joachim Wilhelm von Brawe, Der Schüler Lessings. Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, XXX, Straßburg, J. Trübner.

Seuffert, Bernhard, Maler Müller, Berlin, 1877 (zit.: Seuffert, Maler Müller).

Schmidt, Erich, Lenz und Klinger, Berlin, 1878.

— Lessing, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften, Berlin, 1899.

— Richardson, Rousseau und Goethe. Ein Beitrag zur Geschichte des Romans im 18. Jahrhundert, Jena, 1875.

— Heinrich Leopold Wagner, Goethes Jugendgenosse. Jena, 1875 (zit.: Erich Schmidt, Wagner, 1875).

— Heinrich Leopold Wagner, Goethes Jugendgenosse, II. Aufl. Jena, 1879 (zit.: Erich Schmidt, Wagner, 1879.

Steinhausen, Georg, Der Kaufmann in der deutschen Vergangenheit. Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, herausgegeben von Georg Steinhausen. Leipzig, 1899.

v. Stockmayer, Karl Heyo, Das deutsche Soldatenstück des 18. Jahrhunderts seit Lessings Minna von Barnhelm. Weimar, 1898 (zit.: Stockmayer, Soldatenstück).

Unger, Rudolf, Hamann und die Aufklärung, Studien zur Vorgeschichte des romantischen Geistes im 18. Jahrhundert, Jena, 1911.

Wetz, W., Shakespeare vom Standpunkte der vergleichenden Literaturgeschichte. I. Band: Die Menschen in Shakespeares Dramen, II. Ausgabe, Hamburg, 1897.

Zorn, Joseph, Die Motive der Sturm- und Drang-Dramatiker, eine Untersuchung ihrer Herkunft und Entwicklung. Diss. Bonn, 1909.

Lebenslauf.

Ich, Clara Maria Stockmeyer, von Basel, wurde geboren am 19. Juni 1884 in Ormalingen (Baselland) als Tochter des dortigen Pfarrers Immanuel Stockmeyer und seiner Gattin Emilie geb. Oeri. In Basel, wohin meine Familie nach dem im April 1893 erfolgten Tode meines Vaters übergesiedelt war, besuchte ich die Primar- und später die Töchterabteilung der Freien evangelischen Volksschule. Nachdem ich während eines Jahres an den Kursen der Ecole Supérieure in Morges teilgenommen hatte, trat ich (im Sommer 1902) in die pädagogische Abteilung der Fortbildungsschule der Basler Töchterschule ein; 1905 bestand ich an dieser Anstalt das Lehrerinnenexamen. Von 1906—1908 war ich in England als Erzieherin tätig. Nach Basel zurückgekehrt, vikarierte ich einige Zeit an hiesigen Schulen und hörte daneben eine Anzahl Vorlesungen an der Universität. 1913 wandte ich mich ganz dem Studium zu; im März 1914 bestand ich das Mittellehrerexamen in den Fächern Deutsch, Französisch, Englisch und Pädagogik, im März 1915 das Baslerisch kantonale Maturitätsexamen. Hierauf studierte ich ohne Unterbrechung an der Universität Basel deutsche Philologie, französische Philologie und englische Philologie.

Ich besuchte die Vorlesungen und Übungen der Herren Professoren und Dozenten: Brie, Bruckner, Clark, Durrant-Fox, Hecht, Heman, Hoffmann-Krayer, Joël, Jost, Meier, Petersen, Senn, Tappolet, Unger, J. Wackernagel, Zinkernagel.

Meinen Lehrern spreche ich für die mannigfache Anregung, die mir durch sie zuteil geworden ist, meinen besten Dank aus.

Zu besonderem Dank bin ich Herrn Professor Petersen verpflichtet, durch den die vorliegende Arbeit angeregt worden ist, Professor Unger, der sie auf mancherlei Weise gefördert hat, und den Herren Professoren Zinkernagel und Hoffmann-Krayer, die die Güte hatten, das Referat und das Korreferat darüber zu übernehmen.